

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aktuelles & Wirtschaft



Aktuelles & Wirtschaft aus dem **Oldenburger** **Münsterland**

Uwe Bartels

Nachhaltigkeit, Wettbewerbsfähigkeit, gesellschaftliche Akzeptanz

Zukunftsstrategien für das Oldenburger Münsterland

„Abschließend sei bemerkt, dass die Lösung südoldenburger Probleme auch von südoldenburger Menschen angegangen werden muss. Dieses Referat sollte einen Denkanstoß hierzu liefern, einen Anstoß zur weiteren Diskussion.“ (Zitat von Jürgen Göttke-Krogmann aus der Violetten Reihe „Landwirtschaft im Spannungsfeld von Ökonomie und Ökologie“ aus dem Jahr 1984).

Die Violette Reihe (herausgegeben vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland) befasste sich – zum Höhepunkt der öffentlichen Kritik an der intensiven Tierhaltung in Süddoldenburg sowie deren Auswirkungen auf Natur und Umwelt – mit den aktuellen Herausforderungen und Lösungsansätzen.

Die Themen von damals sind – fast vierzig Jahre danach – die gleichen wie heute. Unterschied zu damals: Die öffentliche Wirkung – auch in der Region Oldenburger Münsterland – ist heute sicherlich auch aufgrund der Medien und Berichterstattungen, aber auch aufgrund der gewachsenen Probleme, ungleich schärfer als in den 1970er-Jahren. Verstärkend wirkt auch der Wertewandel in der Gesellschaft, der, wen wundert es, auch in der heimischen Bevölkerung stattgefunden hat.

Von damals bis heute hat es immer wieder seriöse Ansätze gegeben, das wirtschaftliche Risiko einer gesellschaftlichen Ablehnung an der intensiven Form der Nutztierhaltung mit ihren ökologischen Folgen ernst zu nehmen. Ich erinnere an die freiwilligen Vereinbarungen zwischen Wirtschaft und Regierung zur Broiler- und Putenhaltung,



die der Beginn des als „Niedersächsischer Weg“ bekannt gewordenen Vorgehensweise war. Die im Jahr 2003 unterzeichnete Rahmenvereinbarung zwischen der Wirtschaft, der LWK (Landwirtschaftskammer) und der Landesregierung zum Nährstoffexport in Ackerbauregionen zählt ebenfalls dazu .

Strategien zur Bewältigung der Herausforderungen wurden – wenn auch spät – für die Region durch einen Forschungsverbund Niedersachsen „FAEN“, beginnend im Jahre 2006, erarbeitet. Die Ergebnisse wurden 2011 der Öffentlichkeit vorgestellt. Geschehen ist von offizieller Seite wenig. Allein die Geflügelwirtschaft hat für sich die Initiative ergriffen und wirkungsvolle Veränderungen in Zucht und Haltung vorgenommen.

Das Agrar- und Ernährungsforum Oldenburger Münsterland (AEF) hat sich, in einer Strategiedebatte auf Vorstandsebene 2012, dann auf Mitgliederebene, die Empfehlungen des Forschungsverbundes zu Eigen gemacht und durch Beschluss festgelegt, die Herausforderungen der Region pro-aktiv anzugehen. Das Ziel ist einerseits, die Agrar- und Ernährungswirtschaft zukunftsfähig zu machen und andererseits, eine „Licence to produce“ zu behalten und diese nicht durch Gesellschaft, Politik und LEH entzogen zu bekommen.

Wir haben festgestellt: Die besten und teuersten Imagekampagnen bringen wenig. Das Ansehen der Region ist durch die fortwährende Kritik an Fehlentwicklungen und Missständen – ob in dem Ausmaß wie bisweilen behauptet und ob immer gerechtfertigt, sei einmal dahingestellt – in den Medien negativ. Einzelne Verstöße gegen Umwelt- und Tierwohl werden pauschal der Branche, mehr noch der Region angelastet. Kampagnen, die darauf setzen, durch Erklärung das Meinungsspektrum zu verändern, sind weitestgehend wirkungslos. Der erfolgreichere Weg ist, sich offensiv zu Fehlentwicklungen zu bekennen und pro-aktiv an Veränderungen mitzuwirken. Dies auch zu einem Zeitpunkt, bevor die Politik mit dem Ordnungsrecht kommt.

Die großen Herausforderungen unserer Region sind die Verbesserung der Haltungsformen und Haltungssysteme für Nutztiere, um Tiergesundheit, die Reduktion des Einsatzes von Antibiotika und das Tierwohl zu verbessern. Darüber hinaus die nachhaltige Bewältigung der mit der hohen Viehdichte und der großen Anzahl von Biogasanlagen entstehenden Mengen von Gülle und Gärresten.

Die Landwirtschaft muss wieder die Deutungshoheit über das, was in der Landwirtschaft stattfindet, erlangen. Sie ist heute davon



weiter entfernt denn je. Der Präsident der DLG, Carl Albrecht Bartmer, sprach in diesem Zusammenhang von einer „Wagenburgmentalität“ bei den Landwirten. Der Erfolg zeigt, dass derjenige, der gestaltend mitwirkt, von der Politik ernst genommen wird. Die Bereitschaft, über Sachargumente miteinander zu reden, ist ungleich größer. Das sind die Erfahrungen, die wir als AEF auf den unterschiedlichsten politischen und Verwaltungsebenen machen konnten.

Dass wir frühzeitig die richtige Strategie gewählt haben, zeigen die zur Grünen Woche 2017 in Berlin veröffentlichten zehn Thesen der DLG. Sie haben dem Dialog zwischen Landwirtschaft, Politik und Gesellschaft eine zielführende Basis gegeben.

1. Wissen, Können und Wollen in Übereinstimmung bringen.

Der Landwirt braucht eine fundierte und umfassende Ausbildung und muss sich als ehrbarer Unternehmer von seinem Berufsethos leiten lassen.

2. Nährstoffüberschüsse, Artenrückgang, Klimawandel und Tierwohl in den Griff bekommen.

Dafür sind Innovationen notwendig. So werden die Produktionssysteme nachhaltig.

3. Innovationen ermöglichen.

Innovationsbereitschaft, Erfindergeist, Forschungsfreiheit und angemessenes Risikomanagement sind wesentliche gesellschaftliche Voraussetzungen für eine nachhaltige Landwirtschaft.

4. Tierhaltung zukunftsfähig machen.

Wirtschaftlichkeit und Tiergerechtigkeit sind in der Nutztierhaltung gleichermaßen wichtig. Zielkonflikte können durch präzise Tierbeobachtung, sorgfältige Tierbetreuung, gute Genetik und innovative Tierhaltungssysteme minimiert werden.

5. Pflanzenbau mit Umwelt- und Naturschutz in Einklang bringen.

Artenrückgang: Nährstoffüberschüsse und Resistenzen lassen sich vermindern. Sensibilisierung der Akteure, innovative Technik, leistungsfähige Sorten, präzise Düngemittel, wirksame und umweltverträgliche Pflanzenschutzmittel helfen dabei.

6. Die revolutionären Potenziale der Digitalisierung konstruktiv nutzen.

Der Strukturwandel gewinnt auch durch Digitalisierung weiter an Dynamik. Strukturen und Beziehungen in der Wertschöpfungskette Lebensmittel ändern sich fundamental. Digitalisierung sollte für nachhaltige Produktivitätssteigerungen genutzt werden.



7. „Faszination Landwirtschaft“ erklären.

Landwirte sollten sich der Auseinandersetzung mit der Gesellschaft stellen. Diese Auseinandersetzung sollte von allen Beteiligten fair und respektvoll geführt werden. Dazu gehören Zuhören, realistische Selbsteinschätzung, sachliches Argumentieren und mutige Handlungsbereitschaft.

8. EU-Agrarpolitik weiterentwickeln.

Mit öffentlichen Geldern sollten nachhaltige Produktionsweisen unterstützt werden. Anhand von Indikatoren sollten die so erbrachten Leistungen und die Wirksamkeit der Politikprogramme quantifiziert und transparent dokumentiert werden.

9. Internationalen Agrarhandel mit Zielen der Entwicklungspolitik in Einklang bringen.

Handel braucht verbindliche Standards zur Nachhaltigkeit, Good Governance und Korruptionsbekämpfung, um Produktionsdefizite auszugleichen und Wohlstand für alle Partner schaffen zu können.

10. Die Wertschöpfungskette Lebensmittel und den ländlichen Raum stärken.

Die Agrar- und Ernährungsbranche ist ein starkes Segment der Gesamtwirtschaft. Ohne eine wettbewerbsfähige Landwirtschaft, die in einen vitalen ländlichen Raum eingebunden ist und die eine lokal produzierte Rohstoffbasis sicherstellt, wandert die Ernährungswirtschaft aus Deutschland aus.



Abb. 1: Vortrag des DLG-Präsidenten Dr. C.-A. Bartmer am 28.03.2017 im Rahmen der Mitgliederversammlung des Agrar- und Ernährungsforums Oldenburger Münsterland (AEF) im Kreishaus Vechta; v.l.: Dr. Hartmut Heinen (EKR Landkreis Vechta), Dr. C.-A. Bartmer (Präsident DLG), Uwe Bartels (Vorsitzender AEF)

Die Zeiten haben sich geändert: Entwicklung der Nutztierhaltung im Oldenburger Münsterland

In den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg war es ein unangefochtenes Ziel der Gesellschaft, den Lebensmittelmangel durch eine Intensivierung der Landwirtschaft (mehr Lebensmittelprodukteinheiten pro Zeiteinheit und Arbeitskraft) zu überwinden. Es gab keinen gesellschaftlichen Dissens über die Notwendigkeit, die landwirtschaftliche Produktion – auch mit öffentlichen Fördermitteln – so zu modernisieren, dass alle Menschen in unserer Gesellschaft, auch diejenigen in prekären Einkommenssituationen, den gleichen Zugang zu qualitativ guten und gesundheitlich unbedenklichen Lebensmitteln haben sollten.

Diese auf die Erwartungen der Gesellschaft (anfangs: ausreichende Lebensmittelversorgung, heute: für alle Menschen erschwingliche Lebensmittelpreise) und der in der Landwirtschaft Beschäftigten (Arbeitserleichterungen) ausgerichtete Zielstellung hat dazu geführt, dass unsere hoch leistungsfähigen Nutztiere in z.T. hoch technisierten Haltungssystemen leben.

Dies hat es ermöglicht, ausreichend hochwertige Fleischprodukte, Eier und Milch herzustellen, die zu weltweit vergleichbar niedrigen Preisen angeboten werden. Zusätzlich hat es dazu geführt, dass die in der Tierhaltung durchzuführenden Tätigkeiten heute oft unter Arbeitsbedingungen erfolgen, die immer mehr mit urbanen Arbeitsbedingungen zu vergleichen sind. Bei dieser erfolgreich auf stetige Leistungs- und Effizienzsteigerung der Lebensmittelerzeugung orientierten Entwicklung – zwar unter Einhaltung des jeweils gültigen Tierschutzgesetzes – stand aber über lange Zeit das Wohlbefinden der Tiere nicht im Vordergrund. Parallel dazu hat u.a. durch die fortschreitende Technisierung und viele weitere Faktoren eine Entfremdung zwischen Landwirtschaft und weiten Teilen der Gesellschaft stattgefunden. Die auf Effizienzsteigerung und Leistungsmaximierung orientierte Nutztierhaltung sowie das gegenwärtige System der Lebensmittelerzeugung stehen immer stärker unter gesellschaftlichem Rechtfertigungsdruck.

Auch künftig wird zur Ernährungssicherung für eine wachsende Weltbevölkerung, insbesondere unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit, eine hohe Leistungsfähigkeit – auch bei der Produktion von Lebensmitteln tierischer Herkunft – erforderlich sein.



Globaler Markt – nationale Anforderungen

Die Agrar- und Ernährungswirtschaft stellt – nach der Automobilbranche – die zweitgrößte Wirtschaftskraft in Niedersachsen dar. Die Nutztierhaltung im Oldenburger Münsterland ist für den deutschen Agrarsektor von erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung. Rund 60% der landwirtschaftlichen Erlöse stammen aus der Tierhaltung. Sie gewinnt aber auch weltweit als stark expandierender Wirtschaftsbereich immer mehr an Bedeutung. Während sie in Teilen Europas stagniert, findet die Expansion in Asien, Südamerika, Afrika und Russland statt.

Die weltweit knapper werdenden Ressourcen werden bei zu erwartender steigender Nachfrage nach Lebensmitteln tierischer Herkunft eine weitere Intensivierung der Tierhaltung zur Folge haben. In den aufstrebenden Wettbewerbsstaaten werden Tierhaltungsanlagen – für uns Deutsche – in unvorstellbaren Größenordnungen gebaut, die entweder als Staatsbetriebe oder von Kapitalgesellschaften geführt werden. Die Produktionsbedingungen, die Sozial- und Tierschutzstandards sowie die Kontrolle ihrer Einhaltung sind oft deutlich schlechter als die in der Kritik stehenden deutschen Standards.

Für den Zeitraum von 2010 bis 2020 wird eine Steigerung der Gesamtfleischerzeugung von 287,4 Millionen Tonnen auf 327,2 Millionen prognostiziert. Heute werden nahezu 40% der Weltfleischproduktion grenzüberschreitend gehandelt. Brasilien steht mit Abstand an der Spitze der fleischexportierenden Länder. Die EU-27 ist nach wie vor Fleischexporteur. Sie konnte 2016 ein Rekordergebnis mit 6,54 Mio. Tonnen einfahren, das um 18,4% höher lag als 2015.

In Deutschland vereinen vier Top-Unternehmen im Lebensmitteleinzelhandel (LEH) über 85% des gesamten Food-Umsatzes. Der nationale LEH befindet sich in der komfortablen Situation, dass er durch das breite Angebot die Austauschbarkeit seiner Lieferanten bzw. der Ware behält und damit die Einkaufspreise diktieren kann. Seine Anforderungen an Qualität und Sicherheit setzt er bisher ohne Preishonorierung durch. Seit zwei Jahren ist er bereit, im Rahmen der Tierwohlinitiative für ein „Mehr“ an Tierwohl zu zahlen. Doch die Beträge reichen bei Weitem nicht aus.

Die Verbraucher erhalten eine breite Palette hochwertiger Lebensmittel zu niedrigen Preisen und machen davon regen Gebrauch. Andererseits kritisieren sie die heimischen Produktionssysteme der Nutztierhaltung und ihre Strukturen. Viele öffentliche Medien, weite Teile der Politik, die Kirchen sowie verschiedene Anspruchsgruppen



stehen der modernen Nutztierhaltung ebenfalls kritisch bis ablehnend gegenüber.

Das macht sich auch bemerkbar in der Abkehr von Verbraucher/innen von Fleisch und Fleischprodukten. Dies betrifft insbesondere Schweinefleisch. Flexitarier, Vegetarier und in letzter Zeit Veganer treten als Nachfrager von fleischlosen Produkten zunehmend auf. Wie die Entwicklung bei veganen Produkten weiter verläuft, wird man sehen. In Deutschland gibt es bisher keinen tragfähigen Konsens über den richtigen Umgang mit Nutztieren.

Wir haben viel erreicht – wir können aber auch viel verlieren! Ethische Verantwortung wahrnehmen – Zukunftsfähigkeit in der Nutztierhaltung herstellen

Die Region Oldenburger Münsterland ist wirtschaftsstark. Sie hat eine rasante Entwicklung genommen. Es gibt starke Unternehmen, finanziell gesunde Kommunen, eine gute Infrastruktur, ein vielfältiges Bildungswesen und zukunftssicheres Gesundheitswesen, Senioreneinrichtungen und ein attraktives kulturelles Angebot in den Städten und Gemeinden. Der Agrar- und Ernährungssektor verfügt im Oldenburger Münsterland über eine geschlossene Wertschöpfungskette, die in dieser Dichte beispiellos ist und die wirtschaftliche Stärke und Anpassungsfähigkeit an veränderte Bedingungen ausmacht. Dies alles steht auf dem Spiel, wenn nicht rechtzeitig auf sich ändernde Wertvorstellungen in der Gesellschaft reagiert wird.

Hauptgeschäftsführer Dr. Reinhard Grandke von der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft (DLG) sagt dazu in seinem Beitrag zu den DLG-Thesen („Raus aus der Abseitsfalle“, DLG-Landwirtschaft 2030): *„Eine Branche, die für sich in Anspruch nimmt, nachhaltig zu sein und über Generationen zu denken, muss einen Entwurf der Tierhaltung der Zukunft haben, der gegenüber Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ein sattelfestes Konzept anbietet. Hier ist die Branche pro-aktiv und nicht re-aktiv gefragt.“*

Deshalb hat sich das AEF seiner festgelegten Strategie entsprechend, frühzeitig pro-aktiv in die politische Diskussion mit eigenen Vorschlägen zur Vorgehensweise in der Tierwohlfrage eingebracht. Eines ist klar: Die Tierwohldebatte ist kein Zeitgeistphänomen, wie manche glauben. Sie ist auch bei veränderten politischen Verhältnissen auf Bundes- und Landesebene nicht umkehrbar. Die Entwicklung,



die Deutschland in dieser Frage heute durchläuft, wird auch in weiteren Ländern der EU zeitversetzt laufen.

Antreiber der Entwicklung in Deutschland sind die Medien, die NGOs (Nichtregierungsorganisationen), der LEH mit seinen Nachhaltigkeitsstrategien und Leitbildern sowie die Politik, die zudem noch im Wettbewerb der politischen Lager untereinander steht. Wir erleben in Deutschland einen nationalen Alleingang in dieser Frage. Deshalb ist ein behutsames Vorgehen, das das Risiko der Verlagerung der Tierhaltung in Länder minderer Tierwohlstandards im Blick hat, das Gebot der Stunde.

Das AEF hat deshalb 2014 zur EUROTIER ein Positionspapier vorgelegt, das die Unterstützung des Deutschen Tierschutzbundes und der niedersächsischen Landesregierung öffentlich erhielt. Darin ist die Bereitschaft der Agrar- und Ernährungswirtschaft des Oldenburger Münsterlandes unterstrichen, an der Umsetzung des Tierschutzplanes von Minister a.D. Gert Lindemann mitzuwirken. Gleichfalls sind aber Bedingungen formuliert worden, unter denen eine solche Unterstützung stattfinden kann.

Als Ziele wurden genannt:

- Wir, das Agrar- und Ernährungsforum Oldenburger Münsterland und die in ihm zusammengeschlossenen Unternehmen, wollen unsere Tierhaltung so ausrichten, dass sie den Tierwohl-Ansprüchen sowie den ethischen Ansprüchen der Gesellschaft an die Nutztierhaltung genügt.
- Wir wollen das Thema „Tierwohl“ für die gesamte Wertschöpfungskette in einem leistbaren und nachhaltig gestalteten strategischen Ansatz so angehen, dass die Nutztierhaltung auf Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnisse sowie in der Praxis erprobter Haltungsbedingungen messbar verbessert und ökonomisch verträglich mit den gesellschaftlichen Erwartungen in Einklang gebracht wird.
- Wir sind offen für weitere – über den Tierschutzplan hinausgehende – Verbesserungen des Tierwohls, sofern die Wissenschaft durch belastbare Erkenntnisse die Notwendigkeit begründet, eine Folgenabschätzung stattgefunden hat und die gegebenenfalls entstehenden Mehrkosten durch den Markt oder durch staatliche Förderung aufgefangen werden.



Als wichtige Bedingungen wurden genannt:

- Der aktuelle Wettlauf unkoordinierter teilweise gegenläufiger Tierwohlaktivitäten auf nationaler Ebene muss aufhören.
- Eine umfassende und auch Nachhaltigkeit berücksichtigende Folgenabschätzung der jeweiligen Vorhaben des Tierschutzplans hat zwingend unter Beteiligung der Akteure der gesamten Wertschöpfungskette stattzufinden.
- Eine Festlegung von absoluten Umstellungsdaten sollte nicht stattfinden. Stattdessen ist es sinnvoll, zeitliche Meilensteine festzulegen, an denen wissenschaftliche sowie in der Praxis erprobte Erkenntnisse über Haltungsbedingungen bilanziert und ein weiteres Vorgehen mit neuen Wegmarken festgelegt wird, an deren Ende das gewünschte Ziel steht.
- Der LEH sollte über die bisherigen Aktivitäten hinaus stärker in die Verantwortung genommen werden, um für die Betriebe Planungssicherheit und damit wirtschaftliche Perspektiven zu gewährleisten.

Mit dieser Bereitschaft gelang der Durchbruch auf der politischen Ebene, als seriöser Partner wahrgenommen und behandelt zu werden. So konnten wir mit der ISN (Interessengemeinschaft der Schweinehalter Deutschlands) unsere Bedenken und zielführenden Vorschläge zur bundesweit bekanntgewordenen „Ringelschwanzprämie“ beim niedersächsischen Agrarminister durchsetzen. Das befürchtete Blutbad im Schweinestall blieb aus. Die beteiligten Betriebe gehen sorgfältig und verantwortungsbewusst in kleinen Schritten voran und tauschen ihre Erfahrungen in einem kontinuierlichen Verbesserungsprozess aus.



Abb. 2: Veröffentlichung des Eckpunktepapiers von ISN (Interessengemeinschaft der Schweinehalter), AEF (Agrar- und Ernährungsforum Oldenburger Münsterland e.V.) und ML (Ministerium für Landwirtschaft) für eine effektive und praktikable Tierwohlförderung im Hinblick auf den Verzicht auf das routinemäßige Schwanzkupieren bei Schweinen; v.l.: Heinrich Dierkes (Vorsitzender der ISN), Minister Christian Meyer (ML), Uwe Bartels Min.a.D. (Vorsitzender AEF)

Wir halten die Empfehlungen des Wissenschaftlichen Beirates für Agrarpolitik beim Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft „Wege zu einer gesellschaftlich akzeptierten Nutztierhaltung“ aus Sicht des Tierwohls für zielführend, wenn ein hinreichend langer Anpassungszeitraum von 15 bis 20 Jahren und die notwendige finanzielle Begleitung von jährlich 3-5 Mrd. Euro/per annum – wie sie auch der Beirat fordert – zur Verfügung gestellt wird.

Die neun vom Beirat formulierten Leitlinien für eine zukunftsfähige Tierhaltung aus Sicht des Tierschutzes:

1. Zugang aller Nutztiere zu verschiedenen Klimazonen, vorzugsweise Außenklima,
2. Angebot unterschiedlicher Funktionsbereiche mit verschiedenen Bodenbelägen,
3. Angebot von Einrichtungen, Stoffen und Reizen zur artgemäßen Beschäftigung, Nahrungsaufnahme und Körperpflege,
4. Angebot von ausreichend Platz,
5. Verzicht auf Amputationen,
6. routinemäßige betriebliche Eigenkontrollen anhand tierbezogener Tierwohlintikatoren,
7. deutlich reduzierter Arzneimitteleinsatz (besser wäre hier von einem optimierten Arzneimitteleinsatz zu sprechen),
8. verbesserter Bildungs-, Kenntnis- und Motivationsstand der im Tierbereich arbeitenden Personen und
9. stärkere Berücksichtigung funktionaler Merkmale in der Zucht. (Grethe et al., 2015)

Anfang des Jahres 2017 konnte ich für das AEF – gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Kompetenzkreises Tierwohl, eingesetzt vom Bundeslandwirtschaftsminister Schmidt, Gert Lindemann Minister a.D., Thomas



Schröder, Präsident des Deutschen Tierschutzbundes (DTB), Minister Christian Meyer – unseren „Nationalen Aktionsplan als Grundlage einer zukunftsfähigen Agrar- und Ernährungswirtschaft in Deutschland“ auf einer Pressekonferenz in Berlin vorstellen.



Abb. 3: Förderung einer gemeinsamen Nutztierstrategie von Bund und Ländern im Rahmen einer Pressekonferenz am 13.01.2017 in der Niedersächsischen Landesvertretung in Berlin; v.l. Minister Christian Meyer (ML), Gert Lindemann Min.a.D. (Vorsitzender des BMEL-Kompetenzkreises Tierwohl), Uwe Bartels Min.a.D. (Vorsitzender AEF) sowie Thomas Schröder (Präsident des Dt. Tierschutzbundes)

Die Kernforderung, eine nationale Nutztierstrategie zwischen Bund und Ländern – auf Grundlage der Empfehlungen des Kompetenzkreises – gemeinsam aufzustellen und für eine ausreichende Finanzierung des Mehraufwandes bei den Landwirten seriös zu sorgen, wurde von allen Beteiligten geteilt. Nun heißt es für die Verantwortlichen auf Bundes- und Landesebene, diese Rahmenbedingungen verlässlich zu schaffen. Das ist schwierig genug. Die wesentlichen Entscheidungen sind zurzeit noch nicht getroffen.

Aber auch die Landwirte müssen bereit sein, diesen Weg mitzugehen. Er eröffnet Produktionssicherheit für die Zukunft. Der Tierhalter kann für sich entscheiden, welches Marktsegment – und da gibt es mittlerweile mehrere – er mit seiner Produktion bedienen will. Vom Wochenmarkt bis zum Weltmarkt, vom Standard- bis zum Premiumprodukt, stehen ihm – je nach betrieblicher Ausrichtung – die Märkte offen.

Nachhaltige Bewältigung der Nährstoffüberschüssen

Als weitere wichtige Herausforderung ist noch ein anderes Thema mit mehr als 40-jähriger Geschichte im Oldenburger Münsterland zu lösen: die Nährstoffüberschüssen, die aus der intensiven Tierhaltung und den Biogasanlagen noch auf eine umweltverträgliche Lösung warten. Auch bei diesem Thema ist viel Zeit vertan worden, um die Herausforderung

zu bewältigen. So waren die Gülle, der Geflügeltrockenkot, die Beeinträchtigung des Grundwassers mit Nitrat, die Luftbelastung mit unangenehmen Gerüchen jahrzehntelang ein Synonym für fahrlässigen Umgang mit Natur und Mensch. Dabei ist die Region mit ihren klugen kreativen Köpfen in den Unternehmen der Agrartechnik durchaus in der Lage, Problemlösungen zu erstellen. Die Nachfrage fehlte jedoch, bis heute.

Unter dem Druck der von der EU vor dem europäischen Gerichtshof gegen Deutschland eingereichten Klage wegen Verstoßes gegen die Wasserrahmenrichtlinien, ging der Streit auf Bundes- und Landesebene um die jahrelange Novellierung des Düngegesetzes und der Düngeverordnung. Der Kompromiss wurde nach zähem Ringen zwischen den Parteien im März 2017 vom Bundestag und Bundesrat verabschiedet. Die neuen rechtlichen Regelungen und diesen vorausgegangenen Ermittlungen der Stoffmengen, der Stoffströme, der Versorgungsstufen der Böden und der Überschussmengen durch die zuständigen Fachbehörden, schaffen die Voraussetzungen, dass die Nährstoffe verantwortungsbewusst dort – im Rahmen guter fachlicher Praxis – eingesetzt werden, wo sie nutzbringend für die pflanzliche Produktion sind.

Auch hier war das AEF frühzeitig Initiator für Lösungen. Im Rahmen des Projektes „Bioenergie-Region Südoldenburg“ – gefördert vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft – wurden Aufkommen von Nährstoffen und Stoffströmen ermittelt, bewertet und Optimierungsmöglichkeiten erarbeitet. Techniken zur Konditionierung, Aufbereitung wurden unterstützt, bewertet und verglichen. Damit können wir heute den Landwirten eine große Anzahl von Verfahrensmöglichkeiten anbieten. Auch die gesamte Logistikkette ist – unter Transparenz-, Sicherheits-, aber auch Wirtschaftlichkeitsaspekten – bearbeitet worden, so dass auch hier verlässliche Lösungen vorliegen. Vollaufbereitungsanlagen sind in der Planung für Standorte im Oldenburger Münsterland, um auch von dieser Seite die Mengen in Angriff zu nehmen.

Ich habe seit Jahren jedermann gesagt, der es hören oder nicht hören wollte: Die Bewältigung der Überschussmengen an Nährstoffen ist die Achillesferse dieser Wirtschaftsregion. Wenn wir diese Herausforderung nicht packen, sieht dieser Wirtschaftsraum künftig anders aus, als er heute ist.

Die Stimmungslage – auch hier im Oldenburger Münsterland – hat sich massiv verändert. Die Bevölkerung drängt auf Veränderungen. Deshalb bin ich froh, und es stimmt mich zuversichtlich, dass jetzt



in neu gebildeten Arbeitsgruppen – jeweils auf Landkreisebene – die Aufgaben gemeinsam angepackt werden. Viele Ideen, was Fütterung, Stallbauten, Tierwohl oder Tiergesundheit anbelangen, werden zurzeit in den Betrieben entwickelt. Das ist gut so – für die Zukunftsfähigkeit der Wirtschaftsregion, die Zukunftsfähigkeit der Agrar- und Ernährungswirtschaft in der geschlossenen Wertschöpfungskette und nicht zuletzt für die Menschen, die eine lebenswerte und intakte Umwelt haben wollen.

Das Kraftzentrum Oldenburger Münsterland ist auf dem Weg

Die Agrar- und Ernährungswirtschaft in Deutschland befindet sich bereits in einem Transformationsprozess. Der vor- und nachgelagerte Bereich der Agrar- und Ernährungswirtschaft hat sich schon mit eigenen Ideen und Projekten in diesen Prozess eingebracht. Die Urproduktion betrachtet in großen Teilen diesen Veränderungsprozess mit Skepsis, teilweise mit Unverständnis und Ablehnung. Viele Landwirte – und das sind nicht nur die jüngeren – haben rechtzeitig die Zeichen der Zeit richtig gedeutet und aus freien Stücken für ihren Betrieb passende Lösungen zur Verbesserung des Tierwohls, der Tiergesundheit und zum fachgerechten Umgang mit Nährstoffen entwickelt. Sie bedienen mit ihren Produkten wachsende Nachfragesegmente und erzielen höhere Erlöse. Es muss gelingen, alle Landwirte für den Transformationsprozess zu gewinnen. Hier ist der landwirtschaftliche Berufsstand besonders gefordert. Er ist bisher eher Getriebener als Schrittmacher.

Nur durch pro-aktives Handeln lässt sich die Stärke des Wirtschaftsraumes Oldenburger Münsterland und seine Bedeutung für die Versorgung mit Nahrungsmitteln auf dem bereits erreichten hohen Sicherheits- und Qualitätsniveau erhalten und ausbauen.

Unbestritten sind noch viele Fragestellungen in Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis zu klären. Deshalb ist es gut, dass wir mit dem Forschungsverbund von fünf niedersächsischen Hochschulen zum Thema „Transformationsforschung in agrarischen Intensivgebieten“ und der in Vechta ansässigen Koordinierungsstelle beste Voraussetzungen für anwendungsbezogene Forschung und den Wissenstransfer in die Praxis haben. Hier geht es z.B. um Folgenabschätzungen und Kosten. Hier geht es um Fragen, in welcher Form die gesellschaftlich gewollten Ziele auch ökonomisch leistbar sind. Gleichwohl werden Kosten für Veränderungen in den Haltungssystemen, die



vom Markt nicht honoriert werden und die die Wettbewerbsposition der heimischen Unternehmen gefährden, vom Staat getragen werden müssen. Hierzu haben wir seit geraumer Zeit den Vorschlag gemacht, eine Abgabe auf jedes Kilo in Deutschland gehandeltes Fleisch zu erheben und einem Fonds zuzuführen, aus dem die Landwirte für ihren Mehraufwand einen Ausgleich erhalten. Damit wären auch die Importprodukte erfasst. Der über Jahre erfolgende Umbau oder Neubau von Stallanlagen ließe sich damit finanzieren.

Doch entscheidend wird nach wie vor der Innovationsgeist in den Köpfen der Menschen dieser Region sein, mit dem die Herausforderungen frühzeitig angepackt werden. Das hat auf vielen Themenfeldern in der Vergangenheit geklappt – warum sollte es bei den anstehenden Problemen nicht mehr gehen?



Werner Klohn

Jüngere stadtgeographische Entwicklungen in Vechta

Expansion und Wandel

In den letzten drei bis vier Jahrzehnten hat sich die Stadt Vechta sehr stark verändert, eine Entwicklung, die jüngst noch eine besondere Dynamik erhalten hat. Diese Veränderungen drücken sich einmal in einer sehr starken räumlichen Expansion der Wohn- und Gewerbegebiete aus, die die Folge des stetigen Wachstums von Bevölkerung und Beschäftigung sind. Der Anstieg von knapp über 23.000 Einwohnern zum Jahresende 1980 auf über 31.500 Einwohner zum Jahresende 2015 (ein Anstieg um 37%) erforderte den Neubau zahlreicher Wohnungen, wozu eine Reihe von Baugebieten ausgewiesen werden musste. Die Bautätigkeit hält unvermindert an, die Nachfrage nach Baugrundstücken oder umzuwidmenden Altbeständen ist sehr groß (Abb. 1).



Abb. 1: Die Nachfrage nach Wohnraum in Vechta ist immens. Nicht nur am Stadtrand wird intensiv gebaut, auch in schon länger bestehenden Wohngebieten wird erneuert und nachverdichtet.

Foto: W. Klohn

Zudem machte die positive wirtschaftliche Entwicklung die Erweiterung bestehender oder die Ausweisung neuer Gewerbeflächen nötig. All dies schlägt sich natürlich auch in der Statistik nieder, so ist zwischen dem Jahresbeginn 1985 und dem Jahresende 2015 die Gewerbe- und Industriefläche im Stadtgebiet von 153 auf 267 ha angestiegen, die Wohnfläche von 451 auf 690 ha (LSN-Online, Tab. Z0000001). Wirkungsvoller wird diese räumliche Expansion jedoch durch einen Kartenvergleich zweier topographischer Karten im (ursprünglichen) Maßstab 1:25.000 sichtbar. Abb. 2 zeigt die Situation um das Jahr 1980, Abb. 3 den Stand im Jahr 2016 (die dort eingefügten blauen Nummern dienen der Orientierung, auf sie wird im folgenden Text hingewiesen).

Der zweite zu betrachtende Aspekt betrifft Wandlungen im inneren Erscheinungsbild der Stadt, die sich nicht durch Kartenvergleiche erschließen lassen, sondern nur durch eigene Anschauung ins Auge fallen. Diese neuen städtebaulichen Entwicklungen werden im vorliegenden Beitrag ersatzweise durch Fotos verdeutlicht.

Die Ausgangssituation um 1980

Abb. 2 zeigt die Ausgangssituation der Betrachtungen. Charakteristisch ist die überwiegende Nord-Süd-Erstreckung des Stadtkörpers, da im Osten der Stadt die feuchte Moorbachniederung eine Bebauung unmöglich machte und es zudem geschützte Gebiete gab, die nicht bebaut werden durften.

Im Westen begrenzt das Gelände der ehemaligen Zitadelle den Siedlungskörper der Stadt, noch weiter westlich schließt sich die Vechtaer Marsch an, auf der sich bis 1945 der militärisch genutzte Flugplatz befand. Dieses ehemalige Flugplatzgelände stand sich bis zur Mitte der 1980er-Jahre noch unter der Verwaltung des Bundesvermögensamtes und somit für eine städtebauliche Nutzung nicht zur Verfügung.

Räumliche Erweiterungen der Stadt Vechta

Die augenfälligsten Veränderungen in der räumlichen Entwicklung der Stadt haben sich in westlicher Richtung vollzogen (Abb. 3).

Da ist zunächst die Umgehungsstraße B 69 (1), die im Dezember 2004 für den Verkehr freigegeben wurde. Ihre Planung reicht bis in die 1970er-Jahre zurück, ihre Realisierung verzögerte sich aber durch die deutsche Vereinigung, da die Bundesmittel für den Bundesstraßenbau zeitweilig vorrangig in den Neuen Bundesländern eingesetzt

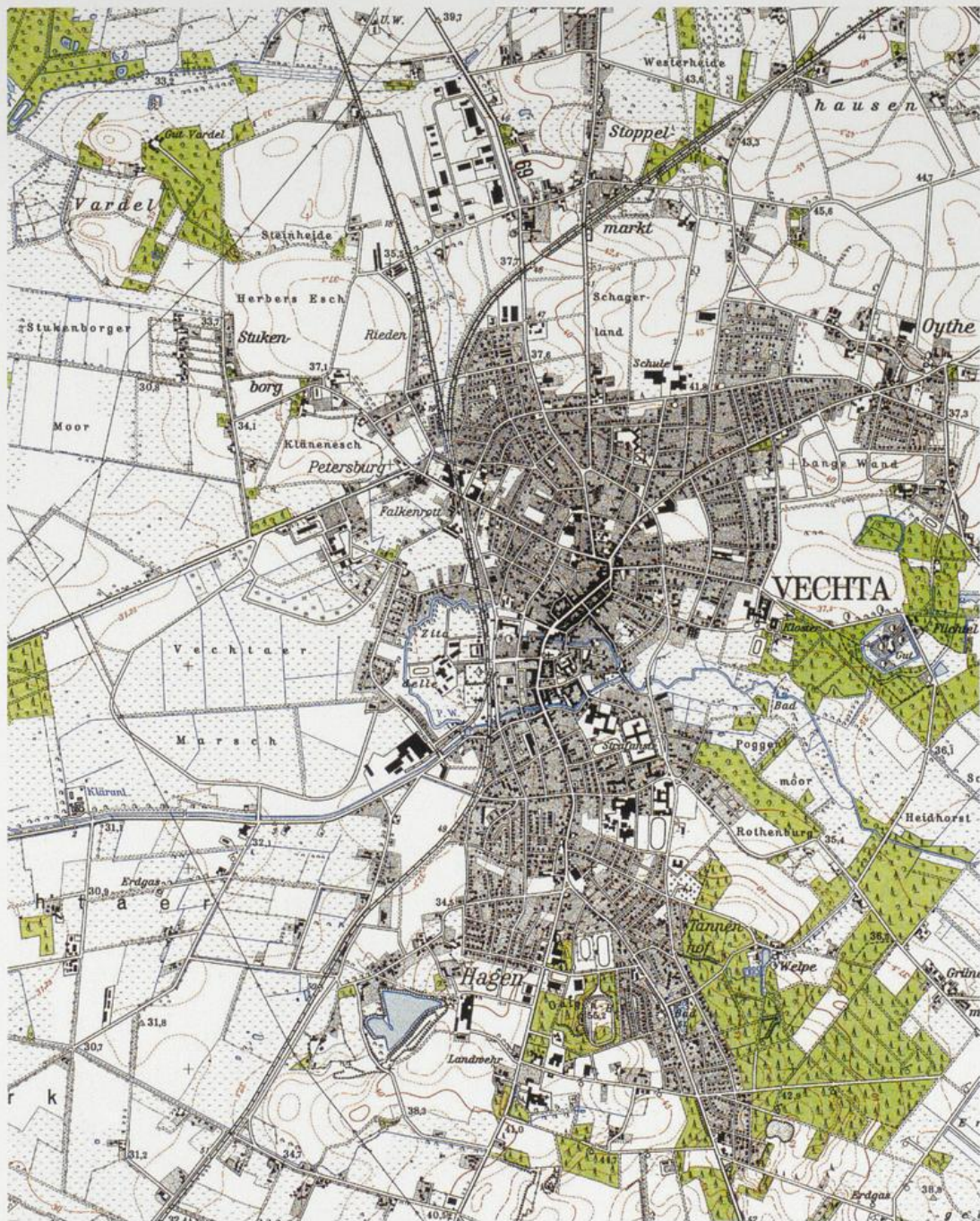


Abb. 2: Vechta um das Jahr 1980

Quelle: Topographische Karte 1:25.000, Ausgabe 1980

werden mussten. Sie stellt eine bedeutsame Entlastung für die innerstädtischen Straßen dar, vor allem wird der Lkw-Verkehr aus dem Stadtkern ferngehalten. Allerdings hat man seinerzeit auf eine Zuführung von der Landesstraße 846 (Lohner Str.) auf die B 69 in Fahrtrichtung Diepholz verzichtet, sodass dieser Verkehr nun über die kleinere, wenig ausgebaute Straße „Zum Sternbusch“ bis zum Anschluss an der Diepholzer Straße geführt werden muss. Mittlerweile wird aber über die Schaffung einer Zufahrt nachgedacht.

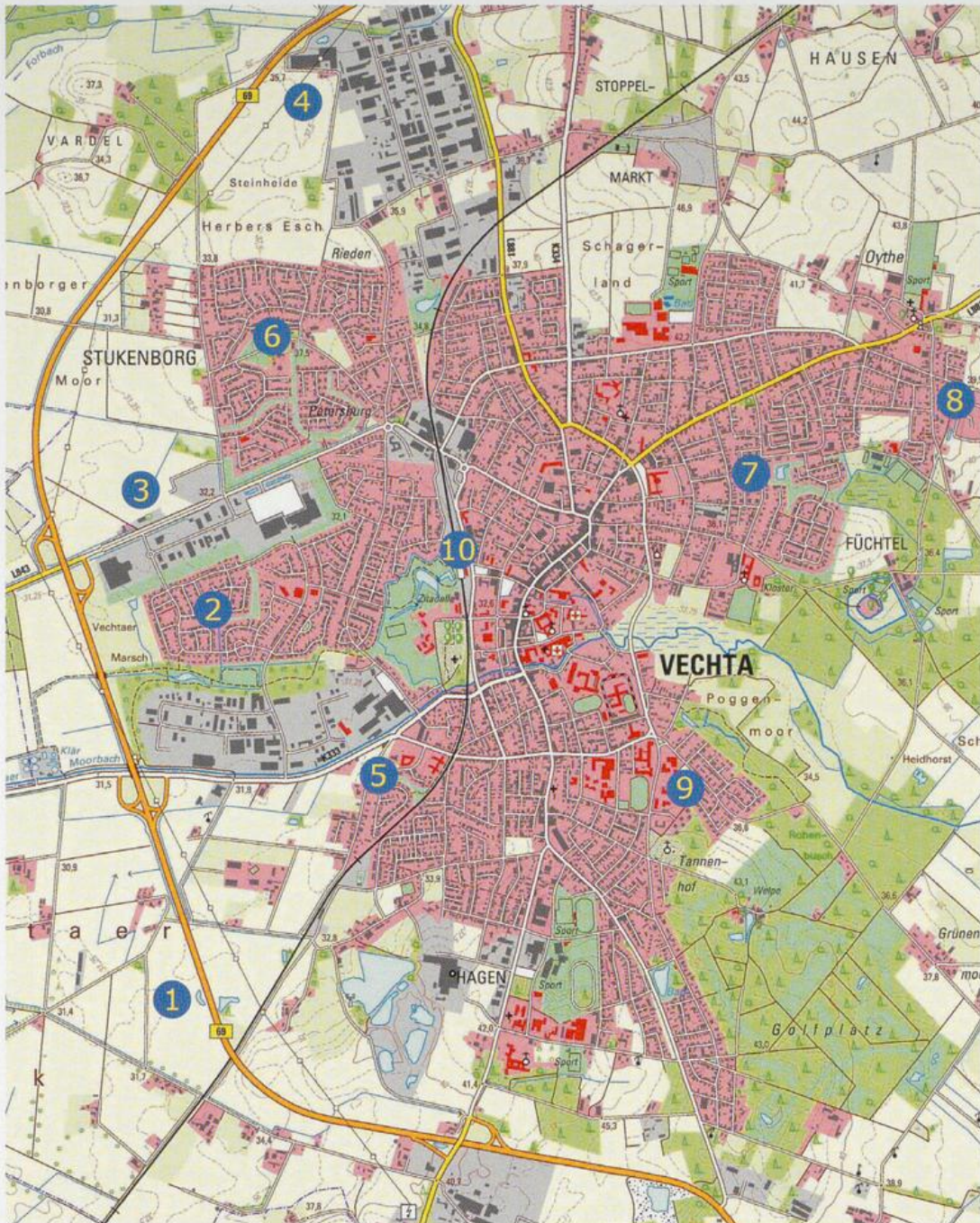


Abb. 3: Vechta im Jahr 2016

Quelle: Katasteramt Vechta

Die Hauptentwicklung im Westen betrifft die Vechtaer Marsch, darunter auch das alte Flugplatzgelände (2). Zentrale Bereiche dieses Gebietes waren 1980 noch im Besitz des Bundes und standen der räumlichen Entwicklung der Stadt im Wege. Erst nach der Übergabe der Flächen (beginnend 1984 mit zunächst 35 ha Fläche) konnten hier eine neue Planung und Bebauung stattfinden.

Der zentrale Bereich wurde für die Wohnbebauung ausgewiesen und bebaut, an den beiden nördlich (Falkenrotter Str.) und südlich (K 333, Bokerner Damm) davon gelegenen Ausfallstraßen wurden

die großen Gewerbegebiete „Mitte“ (an der Falkenrotter Str.) und „West“ (am Bokerner Damm) angelegt. Letzteres ist von dem nördlich anschließenden Wohngebiet durch eine Grünzone, den „Hochzeitswald“, getrennt.

Gänzlich neu gestaltet werden konnte auch das direkt westlich der Bahnlinie gelegene Zitadellengelände. Dort konnte die Stadt nach langwierigen Verhandlungen vom Land Niedersachsen das bis dahin von der Justizvollzugsanstalt Vechta genutzte Zeughaus und das Gulfhaus erwerben und neuen Nutzungen zuführen. Im Jahr 1997 wurde das Museum im Zeughaus eröffnet, das Gulfhaus wird als Haus der Jugend genutzt. Außerdem wurde der Zitadellenpark als attraktive Parkanlage gestaltet, die für die Naherholung der benachbarten Wohngebiete von großer Bedeutung ist. Die auf dem Gelände realisierte Teilrekonstruktion der alten Festung mit einer kompletten Bastion ist auch touristisch bedeutsam.

Gesondert herausgegriffen werden soll aus diesem westlichen Bereich das Gewerbeband entlang der Falkenrotter Straße (3). Ursprünglich dominiert durch den Famila Verbrauchermarkt und den Wohnmarkt Nemann hat sich dieses Gewerbegebiet erheblich ausgeweitet, wobei die hinzu gekommenen Autohäuser (VW/Audi, BMW) sowie andere Kfz-Servicebetriebe (Auto- und Anhängervermietung, Reparaturwerkstätten) zu der Bezeichnung „Automeile“ geführt haben. Die gewerbliche Bebauung schreitet voran, nördlich der Falkenrotter Straße sind jüngst weitere Gewerbeflächen („Gewerbe- und Industriegebiet Stuckenborg-West“) ausgewiesen worden, die sogar westlich über die B 69 hinausreichen. Hier wird in den nächsten Jahren eine weitere flächenhafte Ausdehnung der Stadt zu beobachten sein.

Sehr stark ausgeweitet haben sich auch das „Gewerbegebiet Nord“ und das „Industriegebiet Nord“ (4), die in den 1970er- und 1980er-Jahren erschlossen wurden. Diese Gewerbezone greift mit dem ab 2013 bebauten Gewerbegebiet „Calveslage“ weiter nach Norden aus und hat bereits zu einem Gewerbeband „Vechta-Langförden“ entlang der B 69 geführt (nicht mehr im Kartenausschnitt sichtbar). Es steht zu erwarten, dass sich diese Struktur in den nächsten Jahren noch weiter ausprägen wird.

Auch im Süden der Stadt hat sich entlang der Lohner Straße ein Gewerbeband (Gewerbegebiet „Süd“) entwickelt, wenngleich dieses eine kleinere Dimension aufweist.



Unmittelbar westlich der Eisenbahnlinie am westlichen Ende der Rombergstraße wurde ein neuer Behördenstandort „Buddenkämpe“ (5) aufgebaut. Dort findet man große Verwaltungsbauten wie das Finanzamt, die Agentur für Arbeit und das Grüne Zentrum (mit Geschäftsstelle des Landvolkverbandes), die von anderen Innenstadtstandorten hierher verlagert wurden. Ursächlich für die Standortwahl waren die günstige Erreichbarkeit und die Verfügbarkeit großer Flächen, auch für Parkplätze der Beschäftigten sowie die zahlreichen Besucher.

Auch in weiteren Bereichen des Stadtgebietes hat eine erhebliche räumliche Ausweitung der Wohnbebauung stattgefunden, wobei hier nur die besonders ins Auge fallenden Veränderungen im Bereich Stuckenborg (6), Lange Wand und – südlich anschließend – Füchteler Esch (7) sowie Telbraker Esch (8, größtenteils außerhalb des Kartenausschnittes) benannt sein sollen.

Konzentration von Nutzungen

Neben der räumlichen Expansion der Wohn- und Gewerbegebiete ist eine weitere Entwicklung zu beobachten: Bestehende „Funktionskerne“ werden größer und bedeutsamer. Dies betrifft in besonderem Umfang die Universität und das Krankenhaus. Beide haben eine derartige Ausweitung erfahren, dass sie ihr Umfeld maßgeblich beeinflussen.

Die Universität (9) hat seit 1980 mehrere Erweiterungen erlebt, so im Zeitraum 1982-1983 der Bau der Mensa und der Bibliothek sowie des Gebäudes N, im Frühjahr 1991 die Gebäude U und V gegenüber dem Uni-Sportplatz, im Jahr 2012 das neue Hörsaalgebäude (Gebäude Q) an der Straßenecke Universitätsstraße und Driverstraße. Hinzu kommen etliche weitere Einrichtungen, die nicht direkt zur Universität gehören, aber mit ihr untrennbar verbunden sind, wie der an der Universitätsstraße gelegene Studentenwohnpark (im Herbst 2015 teilweise erweitert) oder die 2014 am Feldmannskamp errichtete „Kirche am Campus“, die unter anderem als ökumenisches Zentrum den Studierenden und der Hochschuleseelsorge dient. Diese Erweiterungen sind eine Folge des starken Anstiegens der Studierendenzahlen von rund 1.100 im Jahr 1980 auf mehr als 5.000 in den letzten Jahren.

Die zahlreichen Studierenden prägen das Umfeld der Universität und teilweise auch das Stadtbild. Es ist ein studentisches Leben in der Stadt entstanden, das offensichtlich für junge Leute attraktiv ist. So war im Diepholzer Kreisblatt am 3. Februar 2017 zu lesen, dass Studierende der Privaten Hochschule für Wirtschaft und Technik (Standort



Diepholz) „lieber in Vechta wohnen, weil dort abends mehr los ist“. In den Randbezirken der Universität werden zahlreiche Wohnungen oder Zimmer speziell für Studierende angeboten (Abb. 4). Oftmals ist zuvor durch Renovierung und Modernisierung der älteren Gebäude eine Aufwertung (auch optisch) erzielt worden. In unmittelbarer Uni-Nähe im



Abb. 4: Für die zahlreichen Studierenden hat sich ein eigenes Segment im Wohnungsmarkt entwickelt, wie hier in der Antoniusstraße. Vielfach wurde ältere Bausubstanz modernisiert.

Foto: W. Klohn



Abb. 5: In der Nähe der Universität wird mit der Nähe zum Campus geworben, auch wenn es sich nicht speziell um Studentenwohnungen handelt: hier ein Neubau mit zehn Eigentumswohnungen in der Straße Dehlenkamp.

Foto: W. Klohn

Eichendorffweg (neben dem Uni-Sportplatz) wird derzeit (2017) durch die Gesellschaft für Wohnungsbau Vechta (Gewobau) ein weiteres Studentenwohnheim für 72 Studierende gebaut, wodurch die studentische Prägung des Viertels noch weiter zunehmen dürfte. Bezieht man das benachbarte „Schulzentrum Süd“ und die Lioba-Schule mit ein, lässt sich hier von einem „Schul- und Bildungszentrum“ sprechen.

Stark erweitert wurde auch der Krankenhaus-Komplex (10) mit dem Anbau der neuen Kinderabteilung 1984, dem Niels-Stensen-Werk (1998) im ehemaligen Kreishaus am Kapitelplatz, zwei erbauten Ärztehäusern an der Marienstr. (Abb. 6), der neu gebauten Tiefgarage (2011), sowie dem neuen Bettenhaus (2016). In diesen Komplex eingebettet sind gesundheitsbezogene Dienstleister wie beispielsweise Apotheke, Sanitätshaus sowie verschiedene Arztpraxen. Direkt anschließend befinden sich das Amtsgericht und das Rathaus (Neubau von 1999). Diese Konzentration von Behörden und Gesundheitsdienstleistungen prägt den gesamten Bereich.



Abb. 6: Der Krankenhaus-Komplex wurde in mehreren Bauabschnitten erweitert: hier das Ärztehaus an der Marienstraße. Foto: W. Klohn

Nachverdichtung und bauliches Erscheinungsbild

Der zweite große Veränderungsprozess betrifft den Wandel in bereits lange bestehenden Wohngebieten. In ihnen kommt es durch den angespannten Wohnungsmarkt zu Nachverdichtungen. Dabei wird älterer

Baubestand (z.B. Einfamilienhäuser) durch Neubauten mit mehreren Wohneinheiten ersetzt (Abb. 7). Diese Nachverdichtung ist vom Gesetzgeber ausdrücklich gewünscht, so soll nach der im Jahr 2013 verabschiedeten Novelle des Baugesetzbuches die städtebauliche Entwicklung vorrangig durch Maßnahmen der Innenentwicklung wie Bebauung von Brachflächen, Beseitigung von Gebäudeleerstand, Schließung von Baulücken und andere Nachverdichtungsmöglichkeiten erfolgen, um den Flächenverbrauch am Stadtrand zu verringern.



Abb. 7: Neubauten mit mehreren Wohneinheiten in älteren Wohngebieten weisen häufig andere Baustile und Gestaltungsformen auf. Dadurch kann das ursprünglich recht einheitliche Erscheinungsbild solcher Wohngebiete eine Veränderung erfahren. Foto: W. Klohn

Im Stadtgebiet von Vechta haben einzelne derartige Baumaßnahmen die Kritik von Anwohnern ausgelöst. Etliche der Gebäude werden als zu groß oder zu wuchtig und als nicht zum jeweiligen Gebietscharakter passend empfunden. Außerdem wurde über mangelnde Begrünung der Gärten geklagt und die stattdessen erfolgte Pflasterung oder die Verwendung von Steinbeeten kritisiert.

Neben einer solchen Umwidmung von Altbeständen sind auch einzelne Bauvorhaben umgesetzt worden, die bislang in Vechta nicht gekannte Größenordnungen aufweisen. Dies betrifft vor allem das neue Stadtquartier „Ravensberger Höfe“ im Bereich Dominikanerweg/Kampgartenweg (Abb. 8), das acht Wohnblöcke mit insgesamt 76 Wohnungen umfasst (fertig gestellt 2015/Anfang 2016). Dabei umrahmen



Abb. 8: Eine weitere Entwicklung sind große Wohnanlagen wie das Stadtquartier „Ravensberger Höfe“ im Bereich Dominikanerweg/Kampgartenweg, die dem Stadtbild eine neue urbane Prägung verleihen. Foto: W. Klohn

jeweils vier Gebäude einen Innenhof, der zum Verweilen und Knüpfen sozialer Kontakte dienen soll. Zu jeder Wohnung gehört ein Pkw-Stellplatz in der Tiefgarage. Derartige urbane Wohnformen breiten sich in Vechta rasch aus. So wird in unmittelbarer Nachbarschaft, an der Ecke Dominikanerweg/Ravensberger Straße, ein weiteres Großprojekt mit zwei viergeschossigen Gebäuden und 22 Eigentumswohnungen sowie drei getrennten Ladengeschäften realisiert, das im Herbst 2018 fertiggestellt sein soll. Auch hier wird unter einem der Gebäude eine Tiefgarage angelegt.

Um die ablaufende Nachverdichtung im Stadtgebiet zu steuern und um Fehlentwicklungen zu vermeiden, wendet die Stadtverwaltung ein Verdichtungskonzept an. Das ursprünglich 2011 entwickelte Konzept wurde im Dezember 2016 noch einmal modifiziert. Es teilt das Stadtgebiet in verschiedene Zonen ein, in denen jeweils spezifische Regelungen bezüglich der Bebauungsdichte gelten. So richtet sich in jeder Zone die Zahl der zulässigen Wohnungen nach der Grundstücksgröße, zudem ist die Anzahl der Wohnungen pro Wohngebäude begrenzt. Während in Innenstadtnähe eine Nachverdichtung angestrebt wird, dient das Konzept in den äußeren Bereichen dazu, die vorhandenen Strukturen zu erhalten und die Nachverdichtung zu begrenzen. Es handelt sich allerdings um kein völlig starres Konzept, sodass in

begründeten Fällen auch Ausnahmen möglich sind. Insgesamt steht zu erwarten, dass damit die weiter anhaltende Bautätigkeit im Stadtgebiet verträglich gestaltet werden kann.

Neueste Veränderungen

Die jüngsten großen Veränderungen vollzogen und vollziehen sich entlang der Eisenbahnstrecke, zwischen Bahnhof und Falkenrotter Straße. Insbesondere der Bahnübergang Falkenrott hatte in den letzten Jahren durch das verstärkte Verkehrsaufkommen vom und zum „Gewerbegebiet Mitte“ zu erheblichen Verkehrsstauungen geführt. Daher wurde nach längeren Planungen im Dezember 2012 mit dem Bau der Entlastungsstraße Vechta-West begonnen, die die Bahnlinie mittels eines Trogbauwerkes unterquert und eine gänzlich neue Verkehrsführung mit zwei neuen Kreisverkehren (in Abb. 3 sichtbar) beinhaltet. Diese Entlastungsstraße konnte im Juli 2015 eröffnet und der Bahnübergang Falkenrott geschlossen werden.

Darauf folgend startete im Jahr 2016 der nächste Bauabschnitt, die Umgestaltung des gesamten Bahnhofsquartiers. Das Bahnhofsgebäude wurde abgerissen, dort entsteht eine „Mobilitätsstation“, wo der Stadtbus, die Nordwestbahn und Taxi-Unternehmen miteinander verknüpft werden. Ein Parkhaus unterhalb des hinter dem Kino-Center neu entstehenden Stadthauskomplexes mit gut 50 Wohneinheiten sowie weitere öffentliche Parkplätze und ein Parkhaus für mehr als 600 Fahrräder sollen die Parkplatzsituation verbessern. Insbesondere die zahlreichen von Schülern und Studierenden am Bahnhof abgestellten Fahrräder haben sich zu einem Problem entwickelt. Durch die künftig notwendige Schließung des Bahnübergangs „An der Paulus-Bastei“ muss eine alternative verkehrliche Anbindung der Wohngebiete westlich der Bahnlinie an das Stadtzentrum geschaffen werden. Dazu dient eine Brücke für Radfahrer und Fußgänger, die vom Neuen Markt über die Eisenbahnschienen geführt wird. Außerdem wird neben dem neuen Mobilitätszentrum (Bahnhof) ein Hotel mit Restauration und Café gebaut. Die Fertigstellung des gesamten Projektes ist für das Jahr 2018 beabsichtigt.

Noch ausstehend ist die seit längerem diskutierte Neugestaltung des Bereiches Neuer Markt/Europaplatz. Der die beiden Bereiche trennende Gebäuderiegel soll abgerissen und eine gänzlich neue Gestaltung vorgenommen werden.



Quellen:

Bundesgesetzblatt Jahrgang 2013 Teil I Nr. 29, ausgegeben am 20.06.2013, Seite 1548
Gesetz zur Stärkung der Innenentwicklung in den Städten und Gemeinden und
weiteren Fortentwicklung des Städtebaurechts vom 11.06.2013

Ingenieurbüro Kramer: Bevölkerungs- und Gemeinbedarfsentwicklung der Stadt
Vechta von 2014 bis 2030 (Kurzfassung). Grünenplan 2014

Klohn, W. und J. Eisleb: Einzugsbereich und Attraktivität des Universitätsstandortes
Vechta zu Beginn der neunziger Jahre. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münster-
land 1992, S. 299-313

LSN-Online: Landesamt für Statistik Niedersachsen. Regionaldatenbank für Nieder-
sachsen. <http://www1.nls.niedersachsen.de/statistik/html/default.asp>

Stadt Vechta: Städtebauliches Entwicklungskonzept zur Steuerung der Innenentwick-
lung und zur Sicherung verträglicher Strukturen im Stadtgebiet Vechta. Vechta 2016
[http://www.vechta.de/getattachment/Rathaus/Bauleitplanung/Rechtskraftige-Plane/
Begrundung-zum-Verdichtungskonzept-Vechta.pdf.aspx](http://www.vechta.de/getattachment/Rathaus/Bauleitplanung/Rechtskraftige-Plane/Begrundung-zum-Verdichtungskonzept-Vechta.pdf.aspx)



Ulrich Suffner

Aus dem Glauben leben

Die oldenburgischen Bischöfe Jan Janssen und Wilfried Theising über Martin Luther, die Reformation und die Ökumene



Die oldenburgischen Bischöfe Wilfried Theising und Jan Janssen (v.l.n.r.) Fotos: Matthias Niehues

Vor 500 Jahren beendete Martin Luthers Protest das Mittelalter. Das Reformationsjahr hat der Ökumene neuen Schwung gegeben. Neue Anstöße für noch mehr Gemeinsamkeit darf man auch von den oldenburgischen Bischöfen, Jan Janssen auf evangelischer und Wilfried Theising auf katholischer Seite, erwarten. In einem Gespräch im Juni betonten sie drei Aspekte künftigen ökumenischen Handelns: das gemeinsame Gebet, das gemeinsame Engagement für Benachteiligte und den gemeinsamen Dialog mit Menschen anderer Religionen.

Zugegeben: Martin Luther war ein Kind seiner Zeit. Er hetzte gegen Juden und verbündete sich mit Fürsten gegen aufständische Bauern. Im Streit mit Erasmus von Rotterdam bestritt Luther den freien Willen und hielt fest an der Vorherbestimmtheit jeden menschlichen Handelns in Gottes Schöpfungsplan. Und doch überwand dieser Gottsucher mit neuen theologischen Erkenntnissen altes Denken und gehörte in seinem unbedingten Reformismus eben auch schon der Neuzeit an.

Manche Erkenntnis der Reformation ist bis heute aktuell: So hat diese Welt in weiten Teilen bis heute nicht akzeptiert, dass in Fragen des Glaubens und Gewissens jeder Mensch frei ist. In unserer Leistungsgesellschaft wird auch Luthers zweite Erkenntnis in Frage gestellt: Dass der Mensch seinen Sinn aus Gott erhält und nicht aus dem, was er leistet.

Indem der streitbare Mönch die bis dahin dem Klerus vorbehaltenen Bibel in die deutsche Sprache übersetzte, löste er eine Bildungsrevolution aus. Schließlich ist Luthers hartnäckige Infragestellung angeblicher Glaubenswahrheiten in Zeiten islamistischen Terrors Vorbild im Kampf gegen jeden Fundamentalismus.

Die Frage, die Martin Luther am meisten quälte, ist vielen heutigen Menschen allerdings kaum mehr verständlich: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ Doch im Mittelalter trieb die Angst vor der Hölle als Strafe für ein sündhaftes Leben jedermann um. Die Kirche machte daraus ein Geschäftsmodell und verkaufte Ablassbriefe, mit denen sich Gläubige vermeintlich von ihren Sünden freikaufen konnten.

Luther erkannte diesen Verrat an der Botschaft Christi, indem er die Theologie des Apostels Paulus neu entdeckte. Ein scheinbar einfacher Satz aus dem Römerbrief (1,17) öffnete Luther die Augen: „Der Gerechte wird aus Glauben leben.“ Luther verstand: Die Tür zum Himmel öffnet sich durch den Glauben an Jesus Christus und Gottes Gnade; das Paradies lässt sich nicht durch vermeintlich gute Taten erarbeiten, schon gar nicht erkaufen.

Dieser Rückblick auf die Anfänge des Christentums öffnete – im Zusammenspiel mit dem Humanismus – die Tür zur Zukunft. Fortan lernte der moderne Mensch das Lesen, Sprechen und Forschen. Kein Wunder, dass aus evangelischen Pfarrersfamilien viele Dichter, Denker, Musiker, Wissenschaftler und Politiker hervorgingen – bis zur Pfarrerstochter Angela Merkel. Auch sie wollte als Kanzlerin ihre umstrittene, aber als richtig erkannte Flüchtlingspolitik 2016 nicht aufgeben. Da stand sie und konnte nicht anders.



Erst 1999, in der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre, hat der Vatikan indirekt eingeräumt, dass Luther mit seiner Grundeinsicht der inneren „Freiheit eines Christenmenschen“ richtig lag. Noch trennt die beiden großen Konfessionen vor allem ein unterschiedliches Verständnis der kirchlichen Ämter, also der Bedeutung von Priestern, Bischöfen und Papst. Für viele Laien ist die schmerzhaftere Wunde der Skandal, dass katholische und evangelische Christen noch immer nicht gemeinsam Abendmahl feiern.

Dass die Reformatoren bis heute für Christen beider Konfessionen in vielerlei Hinsicht als Vorbilder im Glauben taugen, daran lassen auch die beiden oldenburgischen Bischöfe keinen Zweifel, als sie für das Jahrbuch Oldenburger Münsterland zum Reformationsjahr Rede und Antwort stehen. Ihre wichtigsten Aussagen sind im Folgenden dokumentiert. Jan Janssen, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg, und der katholische Vechtaer Offizial und Weihbischof Wilfried Theising sind sich einig: Die Ökumene ist im Oldenburger Land weit fortgeschritten und sie bleibt ein wichtiges Anliegen.

Martin Luther

Jan Janssen: Es geht im Reformationsjahr nicht nur um Martin Luther, aber es lohnt sich, sein Anliegen neu zu entdecken. Luther und die Reformatoren hatten eine befreiende Wirkung auf die Menschen des 16. Jahrhunderts, indem sie fragten: Was kann ich selber für den Glauben tun und was wird mir im Glauben geschenkt? Luther hat den Geschenkcharakter betont: Der gnädige, barmherzige Gott befreit mich dazu, selber ins Leben zu schauen, Subjekt zu werden.

Wilfried Theising: Martin Luther ist für uns kein Feindbild mehr, sondern eher ein Vorbild, weil er dringende Fragen nicht einfach beiseitegeschoben hat. Er hat sich auch durch Druck und Gewalt nicht davon abbringen lassen, nach neuen Antworten zu suchen.

Diese existenzielle Frage berührt doch jeden Menschen: Wie kann ich als der einzelne kleine Mensch vor diesem großen Gott bestehen? Ich glaube, da haben die Reformatoren Antworten gefunden, die viele Menschen tief berührt haben: Dass Gott mir mit ganz großer Liebe begegnet. Dass der Glauben ein großes Geschenk ist und dass ich letztlich gerechtfertigt bin. Ich muss diesen Glauben nicht ständig wieder beweisen.





Jan Janssen: Auch heute leiden Menschen existenziell unter Stress, Druck, Ängsten. Was muss ich alles leisten, um in dieser Gesellschaft bestehen zu können? Da ein Stück Gelassenheit, auch Gottvertrauen neu zu entwickeln, auch das können wir von den Reformatoren lernen. Bin ich weniger wert, wenn mir etwas nicht gelingt? Von diesen Maßstäben dürfen wir freier werden.

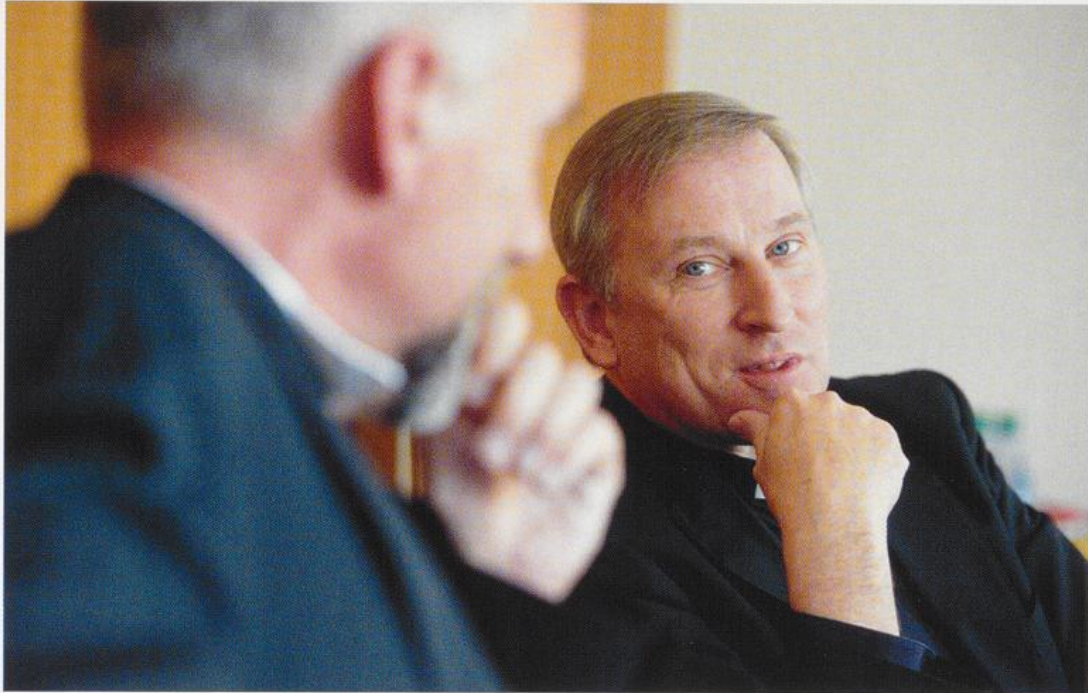
Wilfried Theising: Auch in der Katholischen Kirche hat sich durch die Reformation viel Positives entwickelt, gerade im Bildungsbereich: Auf dem Konzil von Trient wurden Reformen in Gang gesetzt, zum Beispiel wurde beschlossen, Priesterseminare einzurichten. Es entstand eine Reihe von Orden, die gerade das Thema Bildung aufnahmen. Die Reformation hat also auch auf katholischer Seite befruchtend gewirkt.

Jan Janssen: Martin Luther war ein Suchender. Sein Allererstes war immer das Ringen mit dem biblischen Wort. Die Übersetzung der Bibel ist seine große Leistung. Wir müssen mit dem biblischen Wort immer wieder neu in unsere jeweilige Zeit übersetzen. Was in mir allerdings Widerspruch auslöst, ist seine völlig irrige Sicht auf das Judentum. Da hätte er, gerade weil er das biblische Wort so intensiv analysiert hat, zu anderen Schlüssen kommen müssen.

Wilfried Theising: Seine sehr polemische Art, daran stoße ich mich oft.

Katharina von Bora

Jan Janssen: Martin Luther und Katharina von Bora waren das erste evangelische Pastorenpaar. Auch Katharina lebte zuvor im Kloster. Man darf nicht vergessen: Pfarrer haben in der Reformationszeit häufig mit Frauen zusammengelebt. Die Reformation hat letztlich für Ordnung gesorgt und viele prekäre Lebenssituationen von Frauen verbessert.



Wilfried Theising: Katharina von Bora kann uns Katholiken ermutigen, dass wir mehr die frauliche, mütterliche Seite des Menschseins wahrnehmen. Das tut uns gut. Unser Glaube ist doch zumeist eher mütterlich als väterlich geprägt. Unsere Kirche wirkt dagegen zwangsläufig oft sehr männlich, weil wir die zölibatären Lebensformen beibehalten und eben keine Frauen im Priesteramt haben. Dass Männer und Frauen trotzdem dieselbe Würde und Berufung haben, unabhängig vom Geschlecht, das glaubhaft zu machen, ist heute die große Herausforderung.

Jan Janssen: Es darf nicht vergessen werden: Auch bei uns hat es nach der Reformation noch Jahrhunderte gebraucht, bis Frauen ins Priesteramt kamen. Das Pastorinnengesetz in der oldenburgischen Kirche ist gerade gut 50 Jahre alt. Es haben damals nicht zuletzt äußerliche Einflüsse, sprich der Zweite Weltkrieg, dafür gesorgt, dass Frauen gefragt waren, das Amt zu übernehmen.

Die Frauenordination ist heute also auch in der evangelischen Kirche noch jung und nicht überall selbstverständlich. Das muss man nüchtern sehen. Aber ich kann mir keinen anderen Weg vorstellen, als dass Frauen und Männer die gleiche Berechtigung haben, jegliches Amt in der Kirche auszuüben.

Gemeinsames Abendmahl

Wilfried Theising: Das gemeinsame Abendmahl wird nicht von heute auf morgen möglich sein. Aber wenn ich anschau, was wir in den vergangenen Jahrzehnten an Gemeinsamkeiten erreicht haben, dann stimmt mich das hoffnungsvoll. Ich bin der Meinung, dass ich das vielleicht noch erleben könnte.

Es ist doch die zentrale Zusage an alle, die an Christus glauben, dass sie mit ihm über dieses Mahl bis aufs Engste verbunden sind. Da kann es nicht sein, dass die einzelnen, die sich mit ihm verbunden fühlen, untereinander nicht verbunden sind. Das ist ein krasser Widerspruch zu dem, was Jesus Christus gestiftet hat.

Wir müssen dieses Problem lösen, das ist die zentrale Frage an alle Christen. Wir brauchen diese Einheit im Glauben auch im Blick auf andere Religionen und die Gesellschaft, in der wir leben. Dass wir das noch nicht hinbekommen haben, schwächt unser Zeugnis.

Jan Janssen: Ich empfinde es zunächst als atemberaubend, wie positiv sich die Ökumene entwickelt hat. Wir dürfen nicht unterschätzen, was sich in nur zwei Generationen bewegt hat. Wir haben uns Jahrhunderte lang immer nur Vorhaltungen gemacht. Seit dem 2. Vatikanischen Konzil feiern wir miteinander Wortgottesdienste. 1999 gab es die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Wir haben 2007 die Taufe gegenseitig anerkannt. 2015 hat der Papst der lutherischen Gemeinde in Rom einen Abendmahlskelch geschenkt. Das hatte große Symbolkraft.

Ich halte nichts davon, Druck aufzubauen. Wir sollten liturgische Formen schätzen lernen, auch wenn sie nicht jedermanns Sprache ist. Es geht in diesem gottesdienstlichen Moment ja nicht darum, ob es heute Kartoffeln oder Reis gibt. Es geht um ein geistliches Geschehen. Wenn wir von der Gegenwart Gottes mitten unter uns überzeugt sind, dann müssen wir Gott auch etwas zutrauen. Es ist meine Hoffnung, dass er den richtigen Zeitpunkt finden wird.



Wilfried Theising: Zwischen Lutheranern und Katholiken ist der Graben in der Abendmahlsfrage nicht allzu tief. Aber wir können nicht bilaterale Ökumene machen und die anderen außen vor lassen. Auch innerhalb der evangelischen Ökumene sind noch einige Entfernungen zu überbrücken. Die Orthodoxie müssen wir ebenfalls in den Blick nehmen. Es geht nicht um theologische Spitzfindigkeiten, sondern um das Heiligste, das uns ganz tief auch innerlich berührt. Da kann ich nicht als Katholik sagen: jetzt springt mal, ihr Protestanten. Wir müssen auch letzte Fragen gewissenhaft diskutieren.

Jan Janssen: Ich habe großen Respekt vor gemischt konfessionellen Ehepaaren, die ihre Mehrsprachigkeit bewusst leben, im Gottesdienst des jeweils anderen zu Gast sind und diese Vielfalt miteinander aushalten. Davon können wir als kirchlich Verantwortliche und als Institution Kirche lernen: Wie üben wir Geduld und bleiben doch dran am Thema?

Priesterliches Amtsverständnis

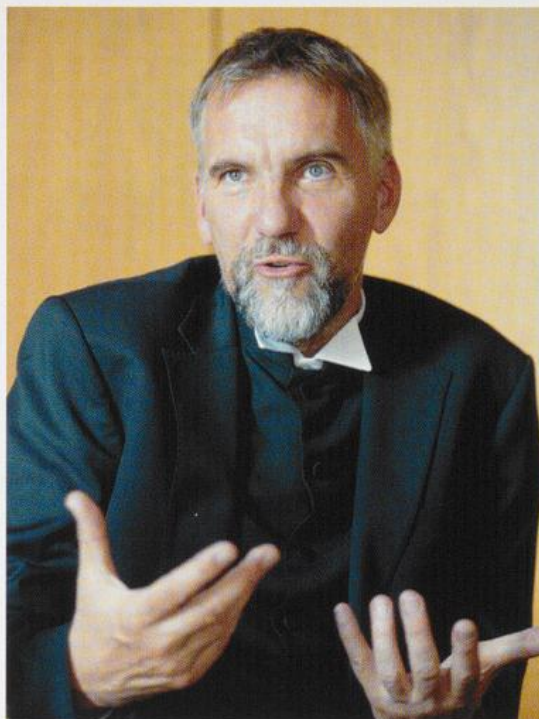
Jan Janssen: Wie stehen wir vor Gott? Das war Luthers Hauptfragestellung. Braucht es die besondere Klassifikation dessen, was auf der katholischen Seite die Priesterweihe heißt? Oder steht der Mensch nicht in allen Berufen vor Gott und in der Verantwortung, die Welt glaubensgemäß zu gestalten? Aus diesem Gedanken lehnte Luther die Überhöhung des Priesteramtes ab.

Wir kennen diese Überhöhung des Priesteramtes auch im evangelischen Gemeindeleben. Im Katholizismus ist das Amtsverständnis noch einmal zugespitzter. Beim Papstamt ist der Abstand noch am größten. Das Grundproblem am Papstamt ist, dass es Seelsorge und synodale Arbeit in einer Person vereint. Der päpstliche Anspruch, die Lehre vorzuschreiben, ist für Evangelische schwer akzeptierbar.

Wilfried Theising: Früher hieß es, der Papst ist das größte Hindernis der Ökumene. Heute ist er einer ihrer größten Förderer. Das ist eine gute Entwicklung. Papst Franziskus gibt allen, die sich für die Ökumene engagieren, Rückendeckung und Halt. Er wirbt auf spontane, sehr sympathische Weise für unsere Anliegen. Aber auch Papst Benedikt hat seine Verdienste. Er hat in der Ökumene theologisch wirklich

große Brücken gebaut, nicht nur im Hinblick auf die evangelische Kirche, sondern auch in Beziehung zu den Orthodoxen.

Jan Janssen: Mit dem Problem des unterschiedlichen priesterlichen Amtsverständnisses verbinde ich einen persönlichen Lernprozess. Ich bin als evangelisches Landeskirchenkind groß geworden und habe im Grunde erst durch die Ökumene gelernt, dass es Weltkirche gibt. Die katholischen Geschwister rufen mit Recht immer wieder in Erinnerung, dass wir hier in Deutschland nicht mal eben Regelungen im Alleingang treffen können, nur weil wir uns hier so gut verstehen.

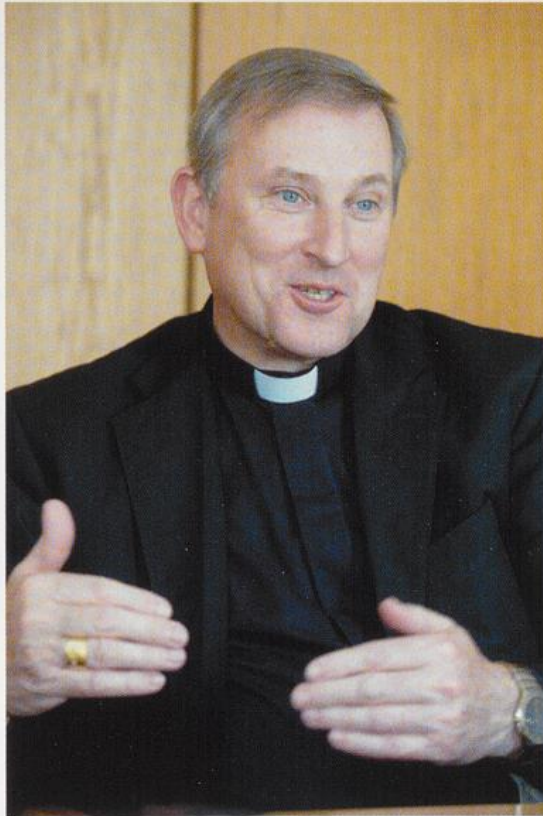


Der Protestantismus in Deutschland hat erst nach dem Zweiten Weltkrieg gelernt, dass es Geschwister weltweit gibt, die unterschiedlichst geprägt sind. Das hat übrigens auch bei uns mit vielen Fragen rund um das Amt zu tun. Auch die Lebensformen, auch das Miteinander der Geschlechter, sind weltweit unter Protestanten längst nicht so eindimensional klar, wie man sich das hierzulande immer vorstellt.

Die katholische Befreiungstheologie hat uns klar gemacht: Wir leben und glauben in Kontexten, in Beziehungen, nicht auf einer isolierten Plattform. Deshalb müssen wir in der Ökumene den anderen stärker in seinem theologischen und auch kulturellen Zusammenhang sehen statt uns gegenseitig Vorwürfe zu machen.

Ökumene im Oldenburger Land

Jan Janssen: Die Vielstimmigkeit empfinde ich als Bereicherung. Hier der katholische Süden, dort der protestantische Norden. Im nahezu gleichen kirchlichen Raum sind wir gemeinsam mal in der Mehrheit, mal in der Minderheit. Dass wir in der Mehrheit jeweils Rücksicht auf die Minderheit nehmen, diese Balance zeichnet das christliche Miteinander im Oldenburger Land aus.



Wilfried Theising: Wir können stolz auf viele Kontakte und gute ökumenische Begegnungen in den Gemeinden vor Ort sein. Im Alltag gibt es viel Vertrauen, viel Miteinander unter katholischen und evangelischen Christen. Ich denke, dass wir in Zukunft das gemeinsame Beten noch verstärken können. Wir wissen aus Erzählungen, dass die oldenburgischen Bischöfe seit Beginn des Dialogs 1966 zwar miteinander sprachen, aber es bis 1973 nicht vermochten, gemeinsam zu beten. Das „Vaterunser“ haben wir nun immer gemeinsam gehabt durch

alle Trennungen hindurch. Das gemeinsame Gebet ist ganz wesentlich für Fortschritte in der Ökumene, dass wir den Gott, an den wir glauben, gemeinsam verehren. Darüber hinaus müssen wir auch theologisch weiter diskutieren.

Jan Janssen: Sich an den schönen Momenten der Geschwister mit zu freuen, das ist eine wichtige Grundhaltung in der Ökumene. Ein gutes Beispiel für diese Grundhaltung ist die neue katholische Marienkirche in Schillig. Dort strömen in den Urlaubszeiten tausende Menschen zusammen. Das ist ein christliches Angebot, das nicht nur von Katholiken angenommen wird, sondern sehr stark auch von evangelischen Christen.

Wilfried Theising: Und die wollen wir da auch begrüßen. Wir fragen nicht nach dem Taufschein. Gerade solche Projekte sind für die Ökumene wichtig, die vielleicht zunächst von der einen Konfession ausgehen, aber deutlich auch für die andere mitgedacht sind.

Jan Janssen: Früher hätten wir direkt daneben eine evangelische Kirche bauen müssen, quasi um mitzuhalten. Diese Zeiten sind vorbei.

Wilfried Theising: Auch im caritativen, diakonischen Bereich sollten wir Vieles nach Möglichkeit gemeinsam machen. Wir haben viele arme und auch notleidende Menschen unter uns, auch wenn wir in einem recht wohlhabenden Landstrich leben. Da steht es uns als Christen gut an, gemeinsam öffentlich wirksam zu werden.

Jan Janssen: Unsere künftigen Projekte sollten einem Grundgedanken folgen: Wo können wir gemeinsam, nicht einfach identisch, aber zwei- oder mehrgleisig an Menschen herantreten, die neu nach dem Glauben fragen? Es gibt viele Menschen, die sagen, sie haben gar keine Berührung mehr zur Kirche, aber schauen sich gerne ein Gotteshaus an, besuchen gerne ein Konzert. Da gibt es ja eine Fülle von Berührungsmomenten, wo wir gemeinsam auftreten können.

Wilfried Theising: Wir brauchen diese Offenheit sowohl innerhalb unserer Kirchen also auch auf andere hin. Ich lehne es total ab, dass wir uns vor der Welt verschließen und uns nur noch für diejenigen interessieren, die am Sonntag zur Kirche gehen. Diese Mentalität ist nicht christlich. Jesus ist Wanderprediger gewesen. Wir müssen den Blick auf die eigenen Leute richten, aber eben auch auf andere. Ich glaube, wenn wir das ökumenisch tun, ist das Zeugnis umso glaubwürdiger.

Interreligiöser Dialog

Jan Janssen: Angst ist in der Begegnung immer der schlechteste Ratgeber. Mich begeistert es, wenn evangelische Kirchengemeinden ohne Berührungängste auf Flüchtlinge zugehen. Zwei, drei Gemeinden versuchen zum Beispiel gerade Gottesdienstelemente in Farsi anzubieten, um zumindest eine Kurzfassung des Evangeliums weiterzugeben.

Ein gutes Zeichen, wie wir auf Menschen anderer Religion zugehen sollten, ist auch unser gemeinsamer ökumenischer Kirchenführer für gläubige Muslime. Katholiken und Protestanten im Oldenburger Land haben unterschiedliche Gestaltungen in Kirchengebäuden und zum Teil auch sichtbar unterschiedliche Verständnisse. Aber wir treten in diesem Büchlein gemeinsam auf und sagen: Wir zeigen euch, wer wir sind und was uns prägt. Wir sollten den ökumenischen Schwung nutzen, gemeinsam in den interreligiösen Dialog zu gehen. Wir können vorleben, wie man mit Unterschieden leben kann.



Wilfried Theising: Diese Angst, auf Fremde zuzugehen, ist oft Ausdruck fehlenden Mutes, unseren eigenen Glauben zu leben. Ich habe vor keiner anderen Religion Angst, das kann ich mir gar nicht vorstellen, sondern die Haltung muss doch Respekt sein, auch wenn ich das Menschenbild meines Gegenübers nicht teile. Das Christentum ist eine wunderbare Antwort auf die Fragen des Lebens. Wenn wir gemeinsam Zeugnis ablegen, wird dieses Zeugnis auch überzeugend sein.

Jan Janssen: Identitätsstiftend für das Christentum war Pfingsten. Wir sprechen in verschiedenen Sprachen und können trotzdem Verständigung erzielen.



Wilfried Theising: All das, was Menschen manchmal einander abgrenzen lässt, das ist aus dem Christentum heraus nicht ableitbar. Wenn man in die frühe Zeit der Kirche schaut, lautet eine ganz zentrale Botschaft: Nicht nur die Juden sind berufen, sondern auch die Heiden, also die ganze Menschheitsfamilie. So muss ich auch allen begegnen, die zu uns kommen. Da ist ein Mensch. Wer ist das? Was braucht er? Das müssen unsere ersten Fragen sein. Die erste Frage ist nicht: Welche Religion oder Nationalität hast du?

Wir können aus der Geschichte des Oldenburger Landes lernen. Als die katholischen Südoldenburger in das protestantische Herzogtum kamen, war das sicher anfangs auch nicht einfach. Aber man hat gelernt, sich gegenseitig zu respektieren. Ich erlebe bei den Süd-

oldenburgern jedenfalls keine Tendenzen, dass sie aus Oldenburg wieder heraus wollen.

Jan Janssen: Eine wichtige Übungsphase war die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Flüchtlinge für eine kräftige Durchmischung sorgten. Ein ganzer Schub evangelischer Kirchen wurde in Süddoldenburg gebaut, in Orten, in denen bis dahin nur einige Eisenbahner evangelisch waren. Andererseits war eine Stadt wie Wilhelmshaven schon immer von verschiedenen Konfessionen geprägt. Mit diesen Erfahrungswerten ließ sich auch der Zuzug der Aussiedler bewältigen, die sich doch größtenteils wunderbar beteiligen. Ich denke, darauf lässt sich aufbauen. Das Oldenburger Land ist ein gastfreundliches Land, und dass wir, Katholiken und Protestanten, gemeinsam auf Zuwanderer zugehen, ist umso schöner.



Ludwig Middendorf

150 Jahre Bautradition einer Familie im Oldenburger Münsterland

Im Jahr 2018 kann die Familie Middendorf auf eine einhundertfünfzig Jahre alte Tradition im Bauhandwerk zurückblicken. Im Jahre 1868 gründete in Dinklage der Maurer Ludovikus Middendorf einen Maurerbetrieb, und seitdem haben sich seine Nachfahren immer wieder den Bauberufen verschrieben. Wer heute bei der Suche nach einem Bauunternehmen oder einem Bauingenieur auf den Namen Middendorf stößt, wird möglicherweise auf einen Enkel, Urenkel oder sogar einen Ururenkel des Begründers dieser Baumeisterfamilie treffen.

Die Wurzeln der Familie gehen nachweisbar bis ins 16. Jahrhundert auf den Hof Kessens-Middendorf in Bünne bei Dinklage zurück. Genannt werden um 1500 Christian Middendorf als Zeller in Bünne und seine Frau Anna geb. Eveslage. Die ersten namentlich bekannten Ahnen sind Hoferben. Danach bestreiten die abgehenden Söhne ihren Lebensunterhalt als Heuerleute. Im 18. Jahrhundert werden Vorfahren als Stallmeister oder Reitknechte im Dienste der Grafen von Galen auf der Burg Dinklage genannt. Nachdem das Amt des Stallmeisters Anfang des 19. Jahrhunderts aufgelöst wurde, lebten die Großeltern und Eltern des Ludovikus Middendorf als Häusler auf der Wieck in Dinklage. Häusler besaßen ein Haus auf der von der Allgemeinheit genutzten Mark und bestritten ihren Lebensunterhalt als Helfer in der Landwirtschaft und mit handwerklichen Tätigkeiten.

Die erste Generation der Bauleute

Dass sich der Bauberuf in der Familie Middendorf entwickelte, ist über verwandtschaftliche Beziehungen bis in das Jahr 1824 zurückzufolgen. Diese Tatsache ist im Trauregister der Pfarrei Dinklage mit einer



interessanten Formulierung dokumentiert. In diesem Jahr heiratete Stephan Alexander Schumacher die Anna Maria Elisabeth Middendorf (sie ist die Tante des späteren Firmengründers Ludovikus M.). Die Eltern des Bräutigams, Hermann Schumacher und seine Frau Maria Gertrud Thomann „waren bei ihren Lebzeiten Heuerleute in der Wiek (der Mann war son Stück von Maurer) ... Die Eltern der Braut „Franz Anton Middendorf und Lucia Maria Böckmann (der Mann war son Stück von Schuster) da sie lebten auf der Wipperstraße, hießen gewöhnlich Brockhues ...“

Der Sinn dieser Aussage erschließt sich erst, wenn man das auf Platt wiederholt: „De Kerl was son Stück van Mürker“! Damit meint man nicht: „een Stück van Kerl“ – im Sinn von „ein kräftiger Mann“! Gemeint ist: „Er war so etwas wie ein Maurer / Schuster, also einer, der etwas von diesem Handwerk verstand, aber ohne entsprechende Ausbildung. Dieser Bräutigam Stephan A. Schumacher war der Onkel von Ludovikus Middendorf und ebenfalls Maurer. Er wird vermutlich bei seinem Neffen das Interesse am Maurerberuf geweckt haben, aber er hat ihn wohl nicht ausgebildet. Als Ludovikus 15 Jahre alt war, starb der Onkel, und es ist nicht belegt, wie und wo er weiter ausgebildet wurde. Sicherlich war es keine Ausbildung, wie man sie heute kennt. Zu dieser Zeit gab es in Südoldenburg kaum Maurerbetriebe. Es waren meistens, wie auch in der genannten Heiratsurkunde erwähnt, Häußler oder Heuerleute, die bei Bedarf, im Nebenerwerb, Maurerarbeiten erledigten. Noch beherrschte der Zimmermann das Bauhandwerk, und der Maurer besorgte die Nebenarbeiten, alles was mit Stein und Ton zu tun hatte. Dazu gehörte auch das „Kleimen“. Der Begriff kommt von Klei, diesem breiigen Ton-Wasser-Gemisch, mit dem das Flechtwerk der Lehmwände verschmiert und der Boden der Tenné hergestellt wurde. Außerdem stellte der Maurer auch die Futtertröge aus Sandstein auf, baute Öfen und Schornsteine, Keller und Dunggruben. Für anspruchsvolleren Mauerwerksbau, wie zum Beispiel beim Bau von Kirchen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im ganzen Oldenburger Münsterland neu gebaut wurden, reichte diese Ausbildung nicht. Aber es ist durchaus möglich, dass Ludovikus Middendorf bei den Meistern, die für den Bau dieser Kirchen aus entfernteren Gegenden geholt wurden, seine Kenntnisse vervollständigt hat.

In der Landwirtschaft wuchs der Wohlstand durch die Einführung des Kunstdüngers. Für die wachsende Bevölkerung wurde nicht nur Wohnraum benötigt sondern man bedurfte nun immer mehr auch der Schulen und der Krankenhäuser. Für die Versorgung der Städte



mit Fleisch brauchte man zudem größere Ställe. Die zunehmende Industrialisierung erforderte Werkräume und Hallen. Der traditionelle Fachwerkbau konnte den neuen Anforderungen nicht mehr gerecht werden. Außerdem fehlte es an gutem Bauholz für diese Bauten! Gleichzeitig wurde der Ziegelstein durch neue Herstellungstechniken deutlich billiger. In genau diese Zeit fiel der Startschuss in die Selbstständigkeit des Maurers Ludovikus Middendorf. Sein erster Auftrag war der Bau der neuen Ökonomie für die Burg Dinklage, den er zusammen mit seinem Cousin Bernd Schumacher ausführte und dies offenbar zur Zufriedenheit seiner Bauherrn, denn die beiden „hatten sehr saubere Arbeit abgeliefert, die sich am Bau heute noch zeigen läßt!“ (vergl. Sonja Michaels: „Leben auf einem Adelsitz im Niederstift Münster“, S. 150) Dieses Gebäude steht heute noch und wurde vor einigen Jahren restauriert.

So legte also vor 150 Jahren ein einfacher Maurer den Grundstein für mehrere Baumeistergenerationen. Er starb mit 66 Jahren im Jahr 1912 nach einem Schlaganfall. Mit seiner Frau Anna Maria geb. Hammoor (1849-1923) hatte er elf Kinder, von denen bei seinem Tod noch sieben lebten. Drei Söhne erlernten den Maurerberuf.



Abb. 1: Ludovikus Middendorf (1846 - 1912)



Abb. 2: und seine Frau Anna, geb. Hammoor (1849 - 1923)

Die zweite Generation – Die Söhne des Gründers

Der älteste Sohn des Gründers, Ludwig Middendorf (26.3.1881-10.10.1963), erlernte den Maurerberuf, ging nach der Lehrzeit auf Wanderschaft und übernahm dann den Betrieb des Vaters. Als Maurermeister führte er nicht nur Bauwerke aus, sondern fertigte auch die dazugehörigen Bauzeichnungen an. Außerdem ergänzte er den Betrieb um einen Baustoffhandel und einen Fuhrbetrieb. Gleichzeitig betrieb er eine kleine Landwirtschaft. Um das alles bewältigen zu können, war die Mitarbeit aller Familienmitglieder gefragt. Die Sechstage-Woche und ein Zehn-Stunden-Tag im Sommer waren normal. In diese Zeit platzte dann der Erste Weltkrieg. Kaiser Wilhelm II. nahm keine Rücksicht auf die Interessen seiner bürgerlichen Untertanen. So wurde auch der Maurermeister, der den Betrieb leitete und gleichzeitig schon Vater von vier Kindern war, eingezogen und an die Westfront geschickt. Aus dieser Zeit ist ein Tagebuch erhalten. Zu Beginn äußert sich Ludwig Middendorf darin noch erfreut in der Erwartung, in Frankreich berühmte Bauwerke sehen zu dürfen. Das Tagebuch endet jedoch schon nach wenigen Wochen, als die grausame Wirklichkeit der Schützengräben all seine Illusionen zerstörte. Sein Bruder Hubert überlebte den Krieg nicht. Noch während er in Frankreich kämpfte, starb seine Frau Wilhelmine nach der Geburt des fünften Kindes. Nach dem Ende des Krieges heiratete Ludwig Middendorf 1919 zum zweiten Mal. Seine Frau Klara schenkte ihm noch sechs weitere Nachkommen.



Abb. 3: Ludwig Middendorf (1881 - 1963)

Obwohl die Arbeit für Betrieb und Familie ihn voll beanspruchte, verweigerte Ludwig Middendorf sich nicht den Aufgaben innerhalb seiner Gemeinde Dinklage. Man wählte ihn 1918 in den Arbeiter- und Soldatenrat und 1919 in den Gemeinderat. Diese Räte sollten in der chaotischen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg für die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Versorgung der Bevölkerung sorgen. Nach dem Börsencrash 1929 mussten die

Inflationsjahre bewältigt werden, und nach dem Zweiten Weltkrieg brachte es sein Ansehen in der Gemeinde Dinklage mit sich, dass er von 1946 bis 1948 von der englischen Militärregierung als Bürgermeister eingesetzt wurde. In seiner Amtszeit waren riesige Probleme bei der Wohnraumbeschaffung für die Vertriebenen aus dem Osten und deren Ernährung zu bewältigen (vergl. Dinklage 1231 - 1981, S. 132 und 148).



Abb. 4: Haus Weiß in Dinklage aus dem Jahr 1933, geplant und errichtet von Ludwig Middendorf

Die Brüder von Ludwig Middendorf wurden ebenfalls Maurer:

- Heinrich Middendorf (19.12.1885 - 17.9.1962) arbeitete bei seinem Bruder. Sein Versuch, sich selbstständig zu machen, scheiterte an einem ungewöhnlich langen und harten Winter im Jahr der Betriebsgründung. (Sein Sohn Paul gründete nach dem Zweiten Weltkrieg ein Bauunternehmen in Cappel.)
- Hermann Middendorf, geb. 4.6.1883, erlernte zunächst den Maurerberuf, betrieb aber später eine Gärtnerei in Lohne.

Die dritte Generation – Die männlichen Enkel des Gründers

Die sechs männlichen Nachkommen von Ludwig Middendorf wählten ohne Ausnahme einen Beruf im Baubereich:

- Joseph Middendorf (1910-2003), der älteste Sohn, wurde Architekt und Maurermeister. Nach Lehre und Studium wurde er von 1938 bis 1955, unterbrochen durch Kriegszeit und Gefangenschaft, technischer Leiter der Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft in Cloppenburg. 1955 gründete er in Cloppenburg ein Bauunternehmen, zunächst als Filiale des väterlichen Betriebs in Dinklage unter dem Namen Ludwig Middendorf & Sohn. Schon wenige Jahre danach löste sich das Cloppenburger Baugeschäft vom Stammhaus und firmiert seitdem unter dem Namen Josef Middendorf bzw. als „Josef Middendorf GmbH“.
- Hermann Middendorf (1911-1986) wurde ebenfalls Maurermeister und gründete nach dem Krieg in Dinklage sein eigenes Bauunternehmen.
- Ludwig Middendorf (1920-2003) studierte nach dem Krieg das Fach Bauingenieurwesen und übernahm danach das elterliche Bauunternehmen in Dinklage. Er baute es weiter aus und konnte sich dabei auf die tatkräftige Unterstützung seiner Frau Elisabeth geb. Diekmann verlassen. Es war die Zeit der Umstrukturierung im Bauwesen. Der Betonbau gewann an Bedeutung, und aus dem ursprünglichen Maurerbetrieb wurde ein moderner Baubetrieb.
- Hubert Middendorf (1924-1985) übernahm zunächst den landwirtschaftlichen Betriebsteil seines Vaters und besorgte mit seinem Pferdegespann die Transporte für den Betrieb bis der LKW die Pferde ersetzte. Als die kleine Landwirtschaft unrentabel wurde, arbeitete er im Baubetrieb seines Bruders.
- Wilhelm Middendorf (geb. 1926) absolvierte nach dem Zweiten Weltkrieg eine Maurerlehre im elterlichen Betrieb und studierte danach Bauingenieurwesen in Oldenburg. Nach dem Examen 1956 arbeitete er beim Staatshochbauamt in Oldenburg und später in einem Ingenieurbüro. Danach wechselte er zum Bauamt des Landkreises Vechta, das er von 1976 bis zur Pensionierung 1989 leitete. Seine Leidenschaft gilt noch heute dem Pferdesport, für den er sich ehrenamtlich stark engagiert.
- Arnold Middendorf (1931-1993) wurde zunächst Baustoffkaufmann und arbeitete in Ibbenbüren. Später kam er nach Dinklage zurück und gründete mit seinem Bruder Hubert einen Tankstellenbetrieb.



Als direkte Nachfolgeunternehmen des Begründers bestehen heute noch die „Middendorf Bau GmbH“ in Dinklage (www.middendorf-bau-dinklage.de) und die „Josef Middendorf GmbH“ in Cloppenburg (www.middendorf-cloppenburg.de).

Die vierte Generation

Die Gene des Begründers setzten sich auch in der vierten Baugeneration durch und etliche Urenkel des Gründers wählten einen Bauberuf:

- Ludwig Middendorf (geb. 1939), Autor dieses Beitrags und Sohn von Joseph M., wurde Bauingenieur und führte den Cloppenburger Baubetrieb, unterstützt von seiner Ehefrau Angelika geb. Wingbermhühle (geb. 1944), in das zweite Jahrtausend. Mehr als 25 Jahre übte er außerdem die ehrenamtliche Tätigkeit als Bausachverständiger der Handwerkskammer Oldenburg aus, und engagierte sich wie sein Großvater zeitweise in der Kommunalpolitik.
- Christa Burwinkel, geb. Middendorf (geb. 1946), Tochter von Hermann M., heiratete den Maurermeister Hubert Burwinkel und führte mit ihrem Mann das Geschäft des Vaters weiter, bis dieses vor ein paar Jahren mangels Nachfolger aufgegeben wurde.
- Dirk Middendorf (geb. 1957), Sohn von Ludwig M., wurde ebenfalls Bauingenieur und übernahm von seinem Vater den Stammbetrieb in Dinklage. Da der ursprüngliche Standort an der Burgstraße den Anforderungen des wachsenden Betriebs nicht mehr gerecht wurde, verlagerte er diesen in das Dinklager Gewerbegebiet.



Abb. 5: Ludwig, Klaus (Cloppenburg) und Dirk Middendorf (Dinklage), Geschäftsführer der heutigen Nachfolgebauunternehmen, bei einem Familientreffen

- Mathias Middendorf (geb. 1954), Sohn von Ludwig M., wurde Maurermeister und arbeitet ebenfalls im elterlichen Betrieb, genauso wie seine Schwester
- Susanne Möllers geb. Middendorf (geb. 1955), Tochter von Ludwig M., unterstützt im kaufmännischen Bereich ihren Bruder Mathias.
- Joachim Middendorf (geb. 1959), Sohn von Ludwig M., wurde Dipl. Ing. im Gartenbau.
- Rembert Middendorf (geb. 1960), Sohn von Wilhelm M., wurde Architekt und arbeitet in Hamburg.

Die fünfte Generation

Im Cloppenburger Betrieb arbeitet inzwischen die fünfte Generation:

- Klaus Middendorf (geb. 1966), absolvierte eine Ausbildung zum Werbekaufmann und schloss das anschließende Studium als Dipl. Kaufmann ab. Nach mehrjähriger Tätigkeit in großen Baukonzernen bringt er seine Erfahrung in den elterlichen Betrieb ein und leitet heute die kaufmännische Geschäftsführung.
- Andreas Middendorf (geb. 1968) durchlief die Maurerlehre, studierte dann in Oldenburg und legte sein Examen als Dipl. Ing. FH ab. Nach ein paar Jahren Arbeit in einem größeren Betrieb in Bremen übernahm er als Geschäftsführer die bautechnische Betriebsleitung der Josef Middendorf GmbH.

Auch in Dinklage bereitet sich die fünfte Generation auf die Betriebsnachfolge vor.

Die vielen Nachkommen des Gründers Ludovikus Middendorf (1846) und vor allem seines Nachfolgers Ludwig Middendorf (1881), der in der Familie ein ganz besonderes Ansehen genießt, sind natürlich nicht alle Bauleute geworden. Heute finden sich in der Familie Berufe wie Goldschmied, Elektroingenieur, Floristin, Lehrerin, Arzt oder Krankenschwester. Nur einen Pastor findet man in der Familie nicht.

Auf jeden Fall haben sich die bautechnischen Gene besonders gut durchgesetzt, und es besteht die berechtigte Hoffnung, dass auch noch in 25 Jahren die Bautradition in der Familie Middendorf fortgesetzt wird.





Martin Feltes

Ulrike und Wolfgang Jünemann – ein Künstlerpaar in Cloppenburg

Besonders in der Kunst der Moderne begegnen wir dem Phänomen der Künstlerpaare. Vor diesem kunsthistorischen Hintergrund ist es spannend, das künstlerische Schaffen eines in Cloppenburg lebenden Künstlerpaares zu erkunden. Ulrike Jünemann (geb. Krapp) fertigt neben ihrer Berufung als Goldschmiedin Skulpturen aus einer Modelliermasse, während ihr Ehemann Wolfgang Jünemann in der Photographie den künstlerischen Ausdruck sucht. Dabei sind schon durch die verschiedenen Medien deutliche Unterschiede, aber bei näherer Betrachtung auch interessante Gemeinsamkeiten in der Arbeit dieses Künstlerpaares zu beobachten.



Abb. 1: Ulrike Jünemann, *Damenwahl*, 2016, Modelliermasse, Höhe: 15 cm